

Pressestimmen
zum 20. Jahrestag der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl
für Zeitgeschichte-online zusammengestellt von Sabine Schön
Stand 05.05.05

Hartig, Marion , Tschernobyl. Wie Künstler eine Geisterstadt beleben, in: Potsdamer Neueste Nachrichten, 27.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/27.04.2006/2493253.pnn>

Es ist niemand mehr da. Kein Zeichen von Leben. Häuser, die zerfallen, Bäume, die sich durch Mauern brechen, nahe der Stadt Tschernobyl in der Ukraine, die früher Sowjetunion war. Ein schöner Naturpark dort, wo es am 26. April 1986 im Kernkraftwerk, Block 4, nahe der Stadt Prypjatin, eine Explosion gab. Die zweite nukleare Havarie nach der im russischen Majak 1957 und eine der größten Umweltkatastrophen überhaupt.

Man meint sie fast zu spüren, die Stille die jetzt dort herrschen muss, in der Plattenbausiedlung Prypjat. Den Wind, der durch die Fensterlöcher streicht, durch die offenen, schief im Rahmen hängenden Türen, an brüchigen Wänden und Mauern vorbei, die junge Künstler aus Moskau, Minsk und Berlin im Oktober des vergangenen Jahres in der Geisterstadt fotografiert haben.(...)

Eine Auswahl der in der Sperrzone entstandenen Bilder ist bis zum 5. Juni im Truman-Haus in der Karl-Marx-Straße 2 zu sehen. Die Friedrich Naumann Stiftung stellt die künstlerischen Fotografien zum 20. Jahrestags des Unfalls aus.

Die Schau fängt an mit reportagehaften Schwarzweißbildern von Sergey Abramchuk, einem in Weissrussland geborenen Künstler, der als Fotograf in Moskau lebt. Er ist ganz nah heran gegangen an den wuchtigen Reaktor-Klotz, in dem es immer noch brodeln, unter dem Sarkophag aus Beton, der mit einem dichteren überbaut werden soll. Ein Stoppschild am Eingangstor. Der Reaktor ist ausgeschaltet. Heute wird hier noch radioaktiver Abfall entsorgt. Sehen kann man das auf der Fotografie nicht. Kein Zeichen von Leben, auch nicht an diesem Ort. Die Kamera von Abramchuk blickt in die Gegend, zeigt poetisch schöne Bilder von einer Straße mit Schlaglöchern, die auf den Horizont zuläuft, von einem Wald aus Strommasten. (...)

Tobias Starke aus Berlin hat in die trostlose Stadtlandschaft ein schreiendes Babygesicht gesprüht. Auf seinem Bild „Sorglos“ zeigt er einen wohl kiffenden, zufrieden lächelnden Jungen inmitten verlassener Ruinen. (...)

Er zeigt in einer Sporthallenruine herumliegendes Spielzeug, daneben Gasmasken. Solche Bilder lösen Gefühle aus, machen traurig, vielleicht hilflos. Sie klagen an.

Und das überrascht nicht, das erwartet man von Fotografien aus der Sperrzone. Trotzdem können die Bilder nicht viel mehr erzählen, als Bilder von anderen verlassenen Städten. Künstliche Gesichter sind nötig, um ihre Ausdruckskraft zu stärken. Sie sprechen nicht für sich. Trotz der noch immer vorhandenen Bedrohung, die von dem Ort ausgeht. Denn radioaktive Strahlung ist eben unsichtbar – und schwerlich zu fotografieren.

Michel, Jörg, Das Gedenken für die Tschernobyl-Opfer fiel aus. Union und SPD konnten sich nicht einigen / Streit über Broschüre des Umweltministeriums, in: Berliner Zeitung, 27.04.06, S. 6

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0427/politik/0060/index.html>

Dieser Tage wird viel über den zwanzigsten Jahrestag der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl geredet. Über die vielen Opfer. Über die Radioaktivität, die viele Teile Europas noch heute belastet. Und über die Risiken der Kernkraft, für die der ukrainische Reaktor wie ein Symbol steht. Auch das deutsche Umweltministerium redet dieser Tage viel über Tschernobyl - und hat damit einen handfesten Koalitionskrach ausgelöst.

Anlass ist eine neue 12-seitige Infobroschüre, in der das Ministerium eine Bilanz der Katastrophe zieht und den Ausstieg Deutschlands aus der Kernenergie beschreibt. Bei der Union hat das Druckwerk, das in einer Auflage von 1,45 Millionen Stück erschienen ist, Empörung ausgelöst. "Einseitig und verzerrt" sei darin die deutsche Haltung zur Kernenergie wiedergegeben, beschwert sich Unions-Fraktionsvize Katherina Reiche in einem Brief an Minister Sigmar Gabriel (SPD). Gabriel könne den Atomausstieg nicht als Position der Bundesregierung darstellen. Bekanntlich sei die Union ja für die Nutzung der Kernenergie. Wenn Gabriel ferner behauptete, 500 Millionen Europäer seien 1986 mit radioaktivem Fallout berieselt worden, dann schüre der Minister nur Ängste. Gabriel müsse seine Kampagne gegen die Kernenergie einstellen, forderte Reiche.

Im Ministerium reagierte man mit Kopfschütteln auf die Vorwürfe des Koalitionspartners. "Die Kritik ist völlig verfehlt. Die Broschüre basiert auf Fakten und auf dem Koalitionsvertrag", sagte Umwelt-Staatssekretär Michael Müller dieser Zeitung. Union und SPD hätten sich im Vertrag verständigt, die Rechtslage zum Atomausstieg nicht zu verändern. Die von der Union kritisierten Zahlen stammten zudem von internationalen Organisationen. "Die Union muss die historischen Wahrheiten zur Kenntnis nehmen", forderte Müller. Der Umgang der Union mit dem Thema sei von "großer Unsicherheit" geprägt.

(...)

Heyn, Halina, Die unterschätzte Gefahr. Damals ...vor 20 Jahren am 26. April: Im Atomkraftwerk Tschernobyl explodiert ein Reaktor, in: Das Parlament, 24.04.06/02.05.06, S. 18

<http://www.das-parlament.de/2006/17-18/kehrseite/002.html>

Das kriegerische Atom, das waren Hiroshima und Nagasaki, das friedliche Atom war die Glühbirne in jedem Haushalt. Niemand ahnte, dass das kriegerische und das friedliche Atom Zwillinge sind." So erinnert sich die weißrussische Autorin Swetlana Alexijewitsch an die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl. Als vor zwei Jahrzehnten, am 26. April 1986 um 1.23 Uhr, der Reaktor IV des Atomkraftwerks in der Ukraine explodierte, zerbrach mit der 1.000 Tonnen schweren Abdeckplatte der Anlage auch diese Gewissheit in 1.000 Teile. Bei dem Unglück, ausgelöst durch Bedienungsfehler bei einem Test sowie bauliche und technische Mängel, wurde 400 Mal mehr Radioaktivität freigesetzt als beim Abwurf der Atombombe über Hiroshima. 150.000 Quadratkilometer Weißrusslands, der Ukraine und Russlands wurden radioaktiv verstrahlt und sind es zum Teil heute noch. (...)

Welches Obst und Gemüse kann man noch essen? Sind die Strahlen abwaschbar? Sollte man die Kinder lieber nicht im Freien spielen lassen? Überall herrschte Unsicherheit, wie man sich vor der leisen, geruchlosen Gefahr schützen konnte.

Welche Mengen radioaktiver Spaltstoffe noch heute unter dem später errichteten Stahlbetonmantel, genannt "Sarkophag", schlummern, ist unklar. Genauso wie die Zahl der Menschen, die der Katastrophe bisher mittelbar und unmittelbar zum Opfer gefallen sind: Die Angaben reichen von wenigen Dutzend bis hin zu 15.000. Eine traurige Tatsache jedoch ist, dass bis heute unzählige Menschen, darunter viele Kinder, an den Folgen der Verstrahlung sterben.

Erst später wurde zudem bekannt, dass die Helfer bei den Aufräumarbeiten ungeschützt den Strahlen ausgesetzt waren. Auch erfuhren viele Menschen in den umliegenden Gebieten

aufgrund der Geheimhaltungs- und Verharmlosungspolitik Moskaus zunächst nichts von dem wirklichen Ausmaß der Katastrophe. (...)

In der ersten Debatte des deutschen Bundestages über die Konsequenzen aus dem Reaktorunfall am 14. Mai 1986 forderten SPD-Politiker erstmals eine befristete Nutzung der Kernkraft. Weitaus radikaler argumentierte die Rednerin der Grünen, Hennegret Hönes: "Atomenergie kann nicht beherrscht werden. Deshalb fordern wir, alle Atomanlagen abzuschalten, jetzt und sofort." Bundeskanzler Helmut Kohl hingegen sah in der Abkehr von der Kernenergie nicht die richtige Konsequenz aus Tschernobyl: Er lobte "die Kernenergie als sichere, kostengünstige und umweltschonende Technologie" und machte darauf aufmerksam, dass sich die Sicherheit Deutschlands mit einem Ausstieg nicht verbessern, sondern verringern würde. "Unsere Abhängigkeit vom Sicherheitsniveau der Reaktoren in anderen Ländern würde dadurch nur zunehmen".

Insgesamt sollte es noch 12 Jahre dauern, bis der Ausstieg aus der Kernenergie auf die politische Agenda geriet. Am 11. Juni 2001 unterzeichnete die Regierungskoalition aus SPD und Bündnis 90/Die Grünen zusammen mit den führenden Energieversorgungsunternehmen ein Abkommen "über die geordnete Beendigung der Atomenergie". Demnach soll 2021 Neckarwestheim 2 als letzter von noch 17 aktiven Reaktoren vom Netz gehen.

Außer Deutschland wollen sich auch andere EU- Staaten von ihren Atomkraftwerken trennen. In der Ukraine hingegen, dem Ort des Unglücks, wurde 1993 der Baustopp von Atomkraftwerken wieder aufgehoben. 2005 kündigte die damalige Premierministerin Julia Timoschenko sogar an, bis 2030 elf weitere Anlagen zu errichten.

sda/Reuters, Schweigen für die Opfer von Tschernobyl. Ukraine gedenkt der Katastrophe. Mit einer Schweigeminute hat die Ukraine am Mittwochmorgen an den 20. Jahrestag der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl erinnert. Hunderte von Personen zogen mit brennenden Kerzen und roten Nelken durch die Strassen von Slawutitsch. Der Ort wurde für die Arbeiter des Atomkraftwerks gebaut. Um 1 Uhr 23 – die Uhrzeit der Explosion – läuteten Glocken, und Sirenen heulten auf, in: Neue Zürcher Zeitung, 26.04.06

<http://www.nzz.ch/2006/04/26/al/newzzEMH9Z9MQ-12.html>

Schmale, Holger, Atomkraft? Nein Danke! in: Berliner Zeitung, 26.04.06, S. 4

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0426/politik/0016/index.html>

Wer nicht hören will, muss fühlen, lautet eine alte Volksweisheit. Wollte man sie auf die Debatte um die Atomkraft anwenden, müsste man dann nicht sagen: Ein mittlerer Störfall in einem Kernkraftwerk käme jetzt gerade recht, um dem Wahnsinn noch Einhalt gebieten zu können? Der Wahnsinn, das ist der Versuch der Stromindustrie, ihrer Lobby und einflussreicher Politiker in der CDU/CSU, die Atomkraft in Deutschland wieder salonfähig zu machen.

Manche machen sich heute, 20 Jahre nach dem GAU von Tschernobyl, lustig über die hilf- und die kopflosen, die panischen und auch die absurden Reaktionen vieler Menschen in jenen Maitagen 1986, die angesichts der über Nordosteuropa schwebenden radioaktiven Wolke einfach nur Angst hatten. Aber sie hatten berechnete Angst, weil die von den Konzernen und den Regierenden mit der ganzen Arroganz des ungebrochenen Fortschrittsglaubens jener Jahre verbreitete Mär von der Beherrschbarkeit der Atomenergie plötzlich zerplatzt war. Und weil die zuvor so selbstgewiss daherkommenden Politiker und Techniker mindestens so hilflos waren wie alle anderen.

Seit dem Unglück, das heute vor 20 Jahren im Kraftwerk "Lenin" seinen Lauf nahm und zehntausende Opfer forderte, können die Verfechter der Atomkraft immerhin eines nie wieder tun: Behaupten, die so genannte friedliche Nutzung der Kernenergie sei eine sichere Sache. (...) Niemand bestreitet ja, dass die deutschen AKW prinzipiell sicherer konstruiert und besser gewartet sind als es jenes in Tschernobyl war. Das Risiko der Kernschmelze ist

dennoch nicht ausgeschlossen. Gleichzeitig aber sind die Argumente gegen den Betrieb und gar den Neubau solch schlummernder Atombomben mitten im Lebensraum von Millionen Menschen noch stärker geworden. Dazu gehört die bittere Erfahrung der Anschläge vom 11. September 2001 in den USA. Wer oder was sollte zu allem entschlossene, kundige Terroristen davor zurückhalten, einen GAU in einem zuvor eroberten Atomkraftwerk gezielt herbeizuführen? (...)

Schließlich: Die Frage der sicheren Entsorgung der auf Millionen Jahre radioaktiv strahlenden Atomabfälle ist in den letzten 20 Jahren einer Lösung keinen Schritt näher gebracht worden. Nachhaltig an dieser Form der Energiegewinnung ist allein die Belastung vieler kommender Generationen mit unkalkulierbaren Risiken.

Umweltminister Sigmar Gabriel hat Recht, wenn er die Atomkraft eine Technologie des vergangenen Jahrhunderts nennt. Das ist schon deshalb richtig, weil die Vorräte an Uran schneller erschöpft sein werden als die anderen fossilen Energiereserven. Es ist aber vor allem deshalb richtig, weil unbegrenzt erneuerbare Energieträger wie Sonne, Wind und Wasser inzwischen so effektiv nutzbar sind, dass sie die Atomkraft bald vollständig ersetzen können, ohne dass ein Gramm zusätzliches Kohlendioxid in die Luft gepustet werden muss. Dabei sind deutsche Unternehmen weltweit führend. Das ist eine Zukunftsindustrie, nicht der Bau und die Wartung von GAU-Meilern.

Eine Umfrage der Umweltschutzorganisation BUND hat jüngst ergeben, dass 62 Prozent der Deutschen für einen schnellen Ausstieg aus der Atomenergie sind. Die in diesen Tagen geweckten Erinnerungen an das Unglück von Tschernobyl werden diese Mehrheit noch stärken. Vergessen wir also die zynische Idee, es bräuchte einen neuen Störfall, um die Menschen wachzurütteln. Hoffen wir, dass er nicht eintritt.

Rogalla, Thomas, Schwein gehabt. Berlin bekam wenig von Tschernobyl ab - Wild und Pilze bleiben belastet, in: Berliner Zeitung, 26.04.06, S. 21

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0426/lokales/0007/index.html>

Esch, Christian, Die Katastrophe nach der Katastrophe. Zwanzig Jahre nach dem Tschernobyl-Desaster tagten in Kiew Kritiker und Lobbyisten der Kernkraft, in: Berliner Zeitung, 26.04.06, S. 6

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0426/politik/0005/index.html>

Nur wenige Kiewer werden bemerkt haben, dass ihre schöne Wolodimirska-Straße in dieser Woche zur Frontlinie einer nuklearen Auseinandersetzung wurde. Auf der einen Straßenseite, im "Haus des Lehrers", endete gestern eine internationale Konferenz von Umweltorganisationen zum 20. Jahrestag der Katastrophe von Tschernobyl und zur Zukunft der Atomkraft; gleich gegenüber, in der Nationaloper, wurde am Montag eine regierungsoffizielle Konferenz zum selben Thema eröffnet, mitveranstaltet von der Internationalen Atomenergiebehörde IAEA.

Rebecca Harms, grüne Europa-Abgeordnete und eine Hauptveranstalterin der NGO-Konferenz, an der auch die Heinrich-Böll-Stiftung beteiligt war, feuerte zum Abschluss harte Worte auf die andere Straßenseite. Sie sprach von einer "Informationskatastrophe", die auf die nukleare Katastrophe gefolgt sei und deren Folgen immer noch anhielten. Die IAEA (und mit ihr die Weltgesundheitsorganisation WHO) verharmlose die Gesundheitsfolgen Tschernobyls, und es sei unglaublich, dass ihre Vertreter dieselben Zahlen nun auch wieder in Kiew genannt hätten.

Die in Wien ansässige Atomenergiebehörde IAEA schätzt die Zahl der Todesopfer nach Tschernobyl verblüffend niedrig: 50 seien bisher gestorben, 4 000 weitere Todesfälle zu erwarten. Dagegen, so Harms, kommen gleich vier voneinander unabhängige Studien auf

Zahlen in ein und derselben Größenordnung: nämlich Zehntausende zusätzliche Krebs-Todesfälle und Hunderttausende zusätzliche Krebs-Erkrankungen.

Der Verfasser einer dieser Studien, Ian Fairlie, stellte seinen eigens für die Konferenz der Nichtregierungsorganisationen (NGO) erstellten Bericht "The other Report on Tchernobyl" in Kiew vor. Vor zwei Wochen sei er noch verlacht worden für seine Schätzungen, nun würden sie vernünftig diskutiert, das Klima habe sich gewandelt. Folgt man Fairlie, dann findet das eigentliche Tschernobyl ganz woanders statt: "Es wird mehr Todesfälle in Westeuropa geben als in Weißrussland, der Ukraine und Russland zusammen" - allerdings auf eine große Bevölkerung verteilt. (...)

Wie viel nuklearer Brennstoff ist im Katastrophenjahr 1986 denn überhaupt ausgetreten? Fast der gesamte, sagt Konstantin Tschetscherow, Nuklearexperte des russischen Kurtschatow-Instituts. Er meldete sich nach der Havarie freiwillig zu Forschungen nach Tschernobyl und gehörte zu den ersten, die das Reaktorinnere nach dem Unglück betreten haben, 1988 durch einen gebohrten Zugang. Erstaunlicher Weise fand er bis auf wenige Reste keinen Brennstoff vor; aber auch die Füllmasse, unter der der Brandort angeblich begraben wurde, fehlte weitgehend. Die Menge sei zehnfach überhöht angegeben worden, der Sarkophag sozusagen leer. (...)

Rebecca Harms forderte eine Anhörung der EU-Kommission zu der Frage, wie und ob überhaupt eine neue Schutzhülle um den Reaktor gebaut werden sollte; das vom Westen finanzierte "Shelter"-Projekt verschlingt immer mehr Zeit und Mittel, ohne dass ein Ende abzusehen sei. Man dürfe ruhig mehr Transparenz verlangen, wenn der ukrainische Präsident Viktor Juschtschenko mehr Geld fordere.

Das tat Juschtschenko ausdrücklich in der Nationaloper, am Montag bei der Eröffnung des Kongresses von Regierung und IAEA. Vor deren Eingang sah man kurz, auf engem Raum, zwei Welten aufeinandertreffen: Protestierende Umweltaktivisten aus der ganzen Ukraine, die mal eben vom "Haus des Lehrers" herübergekommen waren, begleiteten den Einzug des atomaren Establishments der Ukraine, das soeben beschlossen hat, 22 neue Reaktoren zu errichten. Unter den Demonstranten stand auch eine Schar von der "Grünen Partei der Ukraine"; sie hat in den letzten Wahlen nur 0,5 Prozent der Stimmen erhalten hat und viele Sympathisanten verloren - was viele als gerechte Strafe betrachten dafür, dass die Partei vor der letzten Wahl Listenplätze verkauft hat. (...)

Dass die Zukunft der Energieversorgung des Landes nicht in der Atomkraft liegt, sehen nicht nur eingefleischte Atomkraftgegner so; die Ukraine verbraucht - gerechnet auf ihre Wirtschaftsleistung - doppelt so viel Energie wie der internationale Durchschnitt. Energieeinsparungen müssten also leicht zu machen sein. Ob aber solche neuen Wege politisch ernsthaft diskutierbar sind, das hängt von der weiteren Demokratisierung des Landes ab.

Tichomirowa, Katja, Generation Tschernobyl. Vika und Katja wurden vor zwanzig Jahren in Kiew geboren. Sie tun so, als sei das Reaktorunglück kein Thema mehr, in: Berliner Zeitung, 26.04.06, S. 3

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0426/blickpunkt/0001/index.html>

Vom Ostwind getrieben. Nach dem Unglück von Tschernobyl floh die eine aus Deutschland, die andere blieb. Das rechte Maß der Angst kennt bis heute keine, in: Tagesspiegel, 26.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/26.04.2006/2491449.asp>

Manche Menschen besaßen damals Hausschuhe. Bei Abwesenheit standen die meist fein säuberlich aufgereiht vor der Wohnungstür. Das hielten andere für den Inbegriff von Spießigkeit. Bis zu dem Tag, an dem das Gras giftgrün wurde und sich der allgemeine Wortschatz sprunghaft erweiterte.

Am 26. April 1986 explodierte nördlich der ukrainischen Stadt Tschernobyl ein Atomreaktor. Die Welt erfuhr zunächst nichts davon. Zwei Tage später wurde in Finnland, Schweden und Dänemark ungewöhnlich hohe Radioaktivität gemessen. Erst an diesem Abend meldet die sowjetische Nachrichtenagentur Tass den Unfall im Atomkraftwerk. (...)

Alle lernen Vokabeln und schaffen Hausschuhe an. Das wichtigste Wort in diesen Wochen heißt Becquerel, die Maßeinheit für Radioaktivität. Bald weiß jedes Kind, dass sich Jod 131 in der Schilddrüse, Strontium 90 in den Knochen festsetzt und Chinakohl besonders viel Caesium 137 enthält. Jeder wird zum Experten in Sachen Halbwertszeit. Entsetzt über die Hilflosigkeit von Politikern und so genannten Fachleuten, die sich im Fernsehen stündlich widersprechen, nehmen die Konsumenten ihre Rettung selbst in die Hand. Zumal der Wind gedreht hat.

Ganz ungewöhnlich für die Region weht plötzlich Ostwind und bringt auch noch Regen mit sich. Der Mai ist gekommen, die Geigerzähler schlagen aus. Es hagelt Messwerte. Aber was bedeuten sie? (...)

Also gelten vorsorglich neue Regeln. Schuhe heißen fortan bei allen Straßenschuhe und bleiben mit Mänteln und Jacken vor der Wohnungstür. Alles, was bis dahin als gesund galt, erscheint jetzt bedrohlich: frische Milch, frische Luft, heimisches Obst und Gemüse. Wer sein Leben liebt, trinkt H-Milch, lässt die Kinder drinnen spielen, macht einen Bogen um die Marktfrau hinter ihren verdächtig grünen Salatköpfen. Selbst kompromisslose Makrobiotiker mutieren zu Aldi-Kunden. Zugelassen sind Dosengemüse, Tiefkühlkost, eingefroren vor dem 26. April 1986, und Frisches nur aus dem Treibhaus oder aus Übersee. Die ganz Vorsichtigen horten Jodtabletten.

Tarek ist in diesem Frühjahr eineinhalb Jahre alt. Tabea, von der später noch die Rede sein wird, noch nicht geboren. Tarek wohnt mit seiner Mutter in einem kleinen Haus mit großem Garten am Stadtrand von Freiburg. Die Sandkiste hat die Wohngemeinschaft extra für ihn gebaut. Es ist Tareks erster Sommer, in dem er auf eigenen Füßen in die Welt hinaus laufen soll. Und seine erste Lektion in Sachen Natur lautet: Nicht berühren! Für Uta Hohberg, Tareks Mutter, ist das fast das Schlimmste. Das Schlimmste für Tabeas Mutter kommt erst noch.

(...)

Wir sitzen am Küchentisch der kleinen Dachwohnung mitten in Freiburg und blicken über die Dächer bis zum Münsterplatz. Uta Hohberg arbeitet inzwischen als Sozialpädagogin, Tarek studiert in Dresden. 20 Jahre sind eine lange Zeit, und sie erinnert sich nur noch an das, was damals entscheidend schien: den Ostwind eben, der die Angst schürte, und den bedrohlichen Regen.

Als Uta Hohberg mit ihrem Bruder, einem Radiologen, telefoniert und ihm die neuesten Messwerte aus Freiburg durchgibt, wiegelt der ab: „Kein Grund zur Panik, alles noch im grünen Bereich.“ So ein Idiot, denkt sie, „auch einer von den Verharmlosern“.

(...)

Eine befreundete Mutter aus der Krabbelgruppe war mit einem Brasilianer verheiratet. Seine Familie besaß ein großes Haus mit Gästebau in Salvador da Bahia, Platz genug für vier Frauen mit ihren Kindern. Uta Hohberg beschloss zu emigrieren, jedenfalls für die nächsten Wochen. Alles Weitere würde sich dann erweisen. Auch der Vater des Kindes war einverstanden. „Alle, die Kinder hatten, redeten mir zu.“ Wenige schüttelten den Kopf. Für Hohberg war es das erste Mal, dass sie Europa verließ.

Bei Nacht und Nebel brachen sie auf zum Flughafen München. „Wir kamen uns vor wie auf der Flucht.“ In Brasilien suchten die vier Mütter als Erstes eine Naturärztin auf. Die verschrieb den Kindern drei kalte Wickel am Tag mit anschließender Frottage, dazu täglich einen Einlauf, alles zur Entgiftung. Man ernährte sich makrobiotisch. Ausflüge führten meistens zum Bioladen in der Stadt. Viel Zeit für Strand, Land und Leute blieb da nicht. Unter der Überschrift „Und dann in Brasilien ...“ finden sich im Fotoalbum mal gerade zehn Bilder. Aber die Kinder können auf der Erde sitzen, sich ins Gras legen, Sand essen, und auf dem Markt türmen sich die genießbaren Früchte.

Tarek lernt sprechen. Ein paar Wochen im Leben eines Einjährigen sind lang, und der Vater verpasst viel. Uta Hohberg will in ihr altes Leben zurück. In Deutschland legt sich die Aufregung, die Gefahr hat etwas Einschätzbare bekommen. Nach sechs Wochen fliegt Tarek mit seiner Mutter zurück nach München. Die Wohngemeinschaft wechselt den Sand in der großen Sandkiste aus, Tarek muss oft die Hände waschen, aber das Leben normalisiert sich, inklusive der Ernährung. (...)

In einem Bildband mit Freiburger Gesichtern sitzt Tabea auf den Schultern ihres Vaters und lacht. Ihre Eltern haben eine Waldorfschule bei Freiburg mitbegründet. Im Bildtext ist zu lesen: Tabea ist „sechs Monate nach der Katastrophe von Tschernobyl geboren und behindert“. Mehr kann Anne Bahmann auch fast 20 Jahre nach der Geburt ihres ersten Kindes nicht über den Zusammenhang des Reaktorunglücks mit den vielfältigen Entwicklungsstörungen von Tabea sagen.

Sie war im vierten Monat schwanger, als der Reaktor barst. Und sie befand sich am Ende ihres Psychologiestudiums in Göttingen. (...) „Ich habe immer gedacht: Das wird schon gut gehen.“

Anfang Mai besucht sie ihren Mann in Freiburg. Ein wunderbarer Sonntag, und die werdenden Eltern machen einen Spaziergang auf den Schönberg. „Im Nachhinein haben wir gerätselt, ob das gut war.“ Für Juni hatten sie eine Reise auf die griechische Insel Samos gebucht. „Ich bin gar nicht auf die Idee gekommen, mich dort womöglich in größere Gefahr zu begeben.“ Aber am Strand hat Anne Bahmann plötzlich Angst, ins Wasser zu gehen.

Tabea wiegt bei ihrer Geburt nur 2400 Gramm, sie lässt sich schwer stillen, und auf das erste Lächeln wartet die Mutter lange. Nach neun Monaten ist unübersehbar, dass Tabea in ihrer gesamten Entwicklung stark verzögert ist. Die Ärzte stellen eine Mikrozephalie fest – der Kopf ist vergleichsweise klein –, sie leidet unter epileptischen Anfällen und entwickelt autistische Züge. Genetische Ursachen gibt es nicht. Die Gründe für die Behinderungen sind im Verlauf der Schwangerschaft zu suchen.(...)

Keiner der vielen Ärzte, die die Eltern im Laufe der vergangenen 20 Jahre konsultierten, ist jemals auf ihre Frage nach einem möglichen Zusammenhang mit einer Strahlenbelastung durch die Reaktorkatastrophe eingegangen. Jeder Arzt, sagt Anne Bahmann, hat diese Frage überhört. „Ich hatte immer das Gefühl, dass uns unsere Fragen als müßige Suche nach Schuldigen ausgelegt werden.“ (...)

Die Nachricht aus Tschernobyl hat das Leben in Deutschland nicht verändert, wie damals befürchtet. Aber sie hat Spuren hinterlassen. Die Hausschuhe sind geblieben, die Reiselust, die Bananenphobie, und die offene Frage nach dem angemessenen Maß von Angst.

Schumann, Harald, Atombomben vor der Haustür. 20 Jahre Tschernobyl: Die Kernkraft bleibt das größte Risiko der Industriegesellschaft, in: Tagesspiegel, 26.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/26.04.2006/2491135.asp>

Rjabtschuk, Mykola, Ein Grund zur Beunruhigung. Die Lektion von Tschernobyl, in: Neue Zürcher Zeitung, 25.04.06

<http://www.nzz.ch/2006/04/25/fe/articleE27OQ.html>

Holger Schmale, Eine Katastrophe als Wahlhelfer. Für die Grünen war Tschernobyl auch ein Glücksfall: Sie hatten plötzlich Recht, in: Berliner Zeitung, 25.04.06, S. 6

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0425/politik/0025/index.html>

Schulte, Ewald B., Der Job war ein Himmelfahrtskommando, in: Berliner Zeitung, 25.04.06, S. 2

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0425/politik/0010/index.html>

Schlütter, Jana, Unsichtbare Bedrohung. Die Tschernobyl-Katastrophe löste in Westeuropa große Ängste aus. Welche gesundheitlichen Folgen der Reaktorbrand hatte, ist bis heute unklar, in: Berliner Zeitung, 25.04.06, S. 12

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0425/wissenschaft/0007/index.html>

Schulz-Ojala, Jan, Der versiegelte Raum „Stalker“ und „S.T.A.L.K.E.R.“: Wie der Visionär Andrej Tarkowski und ein Computerspiel das Ende der Welt ins Bild setzen, in: Tagesspiegel, 25.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/25.04.2006/2489653.asp>

In der Nähe des stillgelegten Atomkraftwerks Tschernobyl hat sich, wie erst jetzt bekannt wurde, am 12. April eine folgenschwere Explosion ereignet. Aus noch ungeklärter Ursache brach nachts um 2 Uhr 33 nach einer Kette extrem heller Blitze einen Kilometer vom Kraftwerk entfernt die Erde auf. Die Explosion führte zu einem lokalen Beben. Noch am selben Tag wurden die 350 zumeist älteren Personen, die in der Sperrzone rund um den vor 20 Jahren havarierten Reaktor leben, evakuiert. Erhöhte Strahlung wurde nicht gemessen, allerdings berichten Augenzeugen von mutierten Tieren und androiden Lebewesen, die zudem durch extrem aggressives Verhalten auffallen. Das ukrainische Militär hat unterdessen die 30-Kilometer-Sperrzone um einen Ring von 20 weiteren Kilometern erweitert und das Areal mit mehreren zehntausend Soldaten hermetisch abgeriegelt. Eine Gefahr für die außerhalb der Zone lebende Bevölkerung, so das ukrainische Innenministerium, sei nicht zu erwarten.

Entwarnung! Dies ist keine Nachricht. Datum, Uhrzeit und Ereignis sind nichts weiter als der narrative Ausgangspunkt des ukrainischen Computer-Games „S.T.A.L.K.E.R. – Shadows of Chernobyl“, das im Jahr 2010 spielt: vier Jahre nach dem mysteriösen Vorfall und zwei Jahre nach einer weiteren, noch verheerenderen Explosion in der gesamten Zone. So genannte Stalker – nicht jene Belästiger aus heutigem Sprachgebrauch, die sich an Prominente oder Ex-Lieben heranpirschen, sondern Plünderer auf eigene Rechnung – dringen ins Sperrgebiet ein. Sie sind auf der Jagd nach Artefakten, womit gefährliche, wahrscheinlich extraterrestrische Hinterlassenschaften gemeint sind, von verstrahltem Müll bis zu mutierter Bakterien-Gelatine, und verkaufen sie auf dem Schwarzmarkt zu hohen Preisen an Wissenschaftler. Mit gewaltigen Shotguns sind die Stalker unterwegs, schließlich treffen sie auf riesenhafte Monstertiere und blutsaugende Zombies, die ihnen jederzeit ans Leben wollen; nur die Besten unter ihnen werden es ans Ziel schaffen und von dort die teuerstmögliche Ware erbeuten – aus dem ewig strahlenden Inneren des Tschernobyl-Sarkophags.

Wäre nicht das Setting, mit Ladas, Nivas und Moskwitschs, mit Mi-24-Hubschraubern und uralten sowjetischen BTR-70-Panzern, „S.T.A.L.K.E.R.“ wäre ein ganz gewöhnliches Computerspiel. Doch die Kiewer Entwickler von GSC Game World, die mit einer Hundertschaft von Programmierern seit rund fünf Jahren an dem Survival-Shooter basteln, holen sich ihre Bilder überwiegend aus der real existierenden Todeszone rund um Tschernobyl – und verwandeln sie so in den gruseligsten Abenteuerspielplatz der digitalen Welt. Da sind, in stets blassen Farben unter dunklen Wolken oder fahler Sonne, die Reaktorblöcke, die verkrautenden Wohnsilos der seit 20 Jahren geräumten Arbeiterstadt Pripjat, da ist sogar das gespenstische, an versunken glückliche Tage erinnernde Riesenrad auf dem städtischen Zentralplatz. Das Wirklichkeitsmaterial: Kulisse für einen durch mörderische Kreaturen animierten Nervenkitzel, von Wolfsratten bis zu allerlei Säbelzahnnehsengetier. Die Gewinnaussichten: beträchtlich für die Spiel-Entwickler – und zumindest virtueller Anreiz auch für den Schätze jagenden Stalker, in den sich jeder Spieler für die Dauer seines Vergnügens verwandelt.

Nur die metaphysische Dimension solchen Gemetzels auf einem furchterregend unbewohnbar gewordenen Erdenfleck bleibt seltsam ausgespart. Wie überhaupt die

Spielermacher die Nähe zum titelgleichen Film-Klassiker „Stalker“ von Andrej Tarkowski so wenig wie möglich ins Spiel bringen. Allenfalls erscheint das martialische Geschehen, das sich auf dem PC auslösen lässt, wie ein muskelspielender und grimassierender, geistig und seelisch entkernter Reflex auf die philosophisch-prophetische Vision, die der große russische Einzelgänger 1979 entwickelte, sieben Jahre vor Tschernobyl.

Was sich bei GSC Game World als visuelles und dramaturgisches Zitat geriert – etwa die am Bändchen befestigte Schraubenmutter, die der Stalker beim Zonen-Pirschgang immer wieder vorsichtig auswirft –, greift eher noch weiter zurück: zum Roman „Picknick am Wegesrand“ (1972) der populären russischen Fantasy-Brüder Arkadi und Boris Strugatzki. Das Buch diente auch Tarkowski als Grundlage, nur blieben bei ihm davon kaum mehr als die Begriffe „Stalker“ und „Zone“. (...)

Sein Stalker ist kein Schmuggler und Schacherer, sondern ein verzweifelter Erkenntnis- und Erlösungssucher: Der Schädel des Schauspielers Aleksander Kajdanowski mutet mitunter wie die massive Hülle eines glühenden Gehirns an, und seine Augen sind wie Brennstäbe einer unablässig Energie produzierenden Fantasie. Durch den Kugelhagel an der Zonengrenze begleitet er einen Schriftsteller und einen Professor bis zu jenem Zimmer, in dem die unbewussten Wünsche der Menschen in Erfüllung gehen – und als die beiden vorm Ziel umkehren, hadert er, der das Zimmer grundsätzlich nicht betreten darf, mit ihrer selbstquälerischen und rationalistischen Feigheit. Es bleibt ihm nichts, als am Ende eine lineare Reise, die der Film in 160 Minuten mit nur 144 Schnitten zelebriert, zu seiner Frau und seiner verkrüppelten Tochter zurückzukehren – vielleicht um eines Tages gegen die eigene wütende Ankündigung erneut aufzubrechen. Tarkowskis Stalker, stets unbewaffnet, ist kein Shooter, sondern ein postmoderner Sisyphus.

Wie schon sieben Jahre zuvor bei der Verfilmung von „Solaris“ nach Stanislaw Lem wischt Tarkowski mit souveräner Gebärde den Mummenschanz des puren Science-Fiction-Genres beiseite. Während die Strugatzki-Brüder die Dysfunktionen der Zone als Ergebnis eines riesigen Raumschiff-Einschlags deuten und die absonderlichen Gegenstände als Müll, den Extraterrestrische beim titelgebenden Picknick am Wegrand hinterlassen haben könnten, lässt Tarkowski die Ursache einfach offen – und schon ist die Zone tausendmal gespenstischer: ein am wahrscheinlichsten von Menschenhand verseuchtes Areal. Die monochromen Farben der zernutzten Natur, aus der mitunter das kranke Grün einer Wiese aufleuchtet, werden nicht vom animierten Inventar einer Geisterbahn bevölkert, sondern von stummen Spuren menschlichen Manipulierens: Spritzen, Tabletten, in Pfützen vergammelnden Revolvern.

Nichts ist demonstrativ unheimlich, nichts verleitet andererseits zum Idyll. Auch als der Stalker nach der Mission zu seiner Familie zurückkehrt, bringt die Kamera Vater, Mutter und Tochter nur zum Schein zum harmonischem Spaziergang zusammen. Das Krüppel-Kind, das zunächst selber wie durch ein Wunder zu laufen scheint, wird bloß vom Vater auf den Schultern getragen; man geht am Ufer eines von Chemikalienschlieren silbern funkelnden Gewässers; und in der Totale baut sich langsam ein mächtiges Kraftwerk mit Kühltürmen und Ventilationsrohren auf.

Es ist nicht das tatsächliche Tschernobyl, das Andrej Tarkowski zeigt – anders als die GSC-Macher, die die Oberfläche des Atomkraftwerks in akribischer Pixel-Arbeit für die Spielekonsole präpariert haben. Sondern viel mehr: Es ist, sieben Jahre vor dem Super-Gau, alle Tschernobyls der Welt – jener zur Metapher gewordene Ort, an dem die Menschheit seit zwei Jahrzehnten ihr selbstverantwortetes Ende besichtigen kann.

(...)

Gnauck, Gerhard, Chronist in Schutzkleidung, in: Die Welt, 24.04.06

<http://www.welt.de/data/2006/04/24/877852.html>

Miersch, Michael, "Viele Berichte waren unseriös" 20 Jahre nach Tschernobyl: Der Nuklear-Experte Burton G. Bennett hat für die Uno eine Bilanz der Katastrophe gezogen und

hält die hohen Opferzahlen für Spekulation. Igor Kostin, 1986 als erster Fotograf vor Ort, erinnert sich an den Tag des Reaktor-Unglücks, Die Welt, 24.04.06

<http://www.welt.de/data/2006/04/24/877853.html>

Esch, Christian, Afghanen von Tschernobyl. Eine Reise ins ukrainische Sperrgebiet, in: Berliner Zeitung, 24.04.06, S. 25

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0424/feuilleton/0002/index.html>

Ist das wahr? Zum Thema Tschernobyl und Atomkraft gibt es jede Menge Unklarheiten. Sind Pilze heute gefährlich? Drohen neue Katastrophen? Kurze Antworten auf die wichtigsten Fragen, in: Tagesspiegel, 23.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/23.04.2006/2472980.asp>

Waldherr, Gerhard, „Viele bringen ihre Dosimeter mit“ In Kiew können Touristen Trips ins 135 Kilometer entfernte Tschernobyl buchen. Gespenstischer noch wirkt die verlassene Stadt Pripjat, in: Tagesspiegel, 23.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/23.04.2006/2483420.asp>

Lüdemann, D., Mühling, J., Kogelboom, E. (Recherche), Der Informations- GAU. Eberhard Diepgen isst aus Protest Kopfsalat, Demonstrationen fallen bei Regen aus, das „Neue Deutschland“ wittert Panikmache des Westens, Fußballtrikots sind gefährlich. Eine Dokumentation von Zeitungsnachrichten aus dem Jahr 1986, in: Tagesspiegel, 23.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/23.04.2006/2473321.asp>

29.4.1986

PANNE IN SOWJET-REAKTOR?

Teile Schwedens, Finnlands und Norwegens waren gestern erheblicher radioaktiver Strahlung ausgesetzt, die nach offiziellen Angaben aus den drei Ländern möglicherweise aus einem defekten sowjetischen Atomreaktor stammt. Die sowjetische Atom-Energiebehörde erklärte hingegen der schwedischen Botschaft in Moskau, ihr lägen keine Informationen über einen derartigen Zwischenfall vor, von dem sie in jedem Fall Kenntnis haben müsste. aus: Die Welt

30.4.1986

STRAHLUNG AUCH IN BERLIN

Gestern wurden in Berlin von der Strahlenmessstelle des Senators für Stadtentwicklung und Umweltschutz radioaktive Zerfallsprodukte in der Luft nachgewiesen. Diese dürften, so Senator Starnick am Abend, „aus einer Kernspaltanlage entwichen sein“. aus: taz

30.4.1986

HAVARIE IM KKW TSCHERNOBYL

Bei der Havarie in dem 130 Kilometer nördlich der ukrainischen Hauptstadt Kiew gelegenen Kernkraftwerk Tschernobyl sind drei Menschen ums Leben gekommen. Wie der Ministerrat der UdSSR gestern informierte, sind dringende Maßnahmen zur Beseitigung der Folgen der Havarie eingeleitet worden. (...) Nach derzeit vorliegenden Informationen ereignete sich die Havarie in einem der Räume des 4. Energieblocks. Dadurch wurde ein Teil des Reaktorgebäudes zerstört und der Reaktor selbst beschädigt, was zum Entweichen einer gewissen Menge radioaktiver Stoffe führte. Die drei anderen Blöcke sind stillgelegt worden. Sie sind intakt und stehen in Betriebsreserve. Die Strahlungssituation im Kraftwerk und

seiner Umgebung ist stabilisiert worden. Den Betroffenen wird die erforderliche ärztliche Hilfe erwiesen. aus: Berliner Zeitung

1.5.1986

HÖREN WIR DIE SIGNALE?

Eine Frau schiebt ihren Kinderwagen durch den Park. Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus, leider aber auch die Geigerzähler. Die von launischen Winden hin und her getriebenen Wolken lassen Grenzen befristet so belanglos erscheinen, wie sie idealerweise sein sollten, real aber (noch) nicht sein können. Die Mauer ist für Besorgnisse der Berliner hinsichtlich einer radioaktiven Gefährdung ohne jede Bedeutung.

aus: Der Tagesspiegel

2.5.1986

SICHERHEIT OBERSTES PRINZIP

Angesichts dieser Tatsachen ruft es Befremden und absolutes Unverständnis hervor, wenn die Havarie in Tschernobyl von Medien und gewissen politischen Kreisen in westlichen Ländern zum Anlass genommen wird, um mit Halbwahrheiten und Spekulationen die Bevölkerung in Unruhe zu versetzen. Offensichtlich wird mit diesem sachlich unbegründeten Herangehen die Absicht verfolgt, die Sowjetunion zu diskreditieren, ihre großen Anstrengungen herabzusetzen, die darauf gerichtet sind, die wissenschaftlich-technischen Errungenschaften zum Wohle des Menschen zu nutzen. Ja, mehr noch: Alles spricht dafür, dass es sich hier um gezielte Panikmache handelt, die die Weltöffentlichkeit von den Abrüstungsinitiativen der Sowjetunion ablenken soll. Bezeichnenderweise führen in der Kampagne diejenigen das große Wort, die durch ihr Engagement für die Sternenkriegspläne Washingtons die Menschheit an den Rand des atomaren Abgrundes bringen. aus: Neues Deutschland

2.5.1986

UNMÖGLICHE TRÄGHEIT

Der GAU von Tschernobyl machte sich am Dienstag in Berlin nicht nur durch überhöhte Strahlenbelastung bemerkbar, sondern auch durch Reisende aus dem Ostblock. Über zwei Stunden mussten zwei junge finnische Bauarbeiter, die am Dienstag mit dem Flugzeug aus Kiew nach Westberlin kamen, in einem finnischen Reisebüro warten, bis sie von der Polizei ins Klinikum Steglitz gebracht und dort dekontaminiert werden konnten. Die prinzipiell in solchen Fällen zuständige Feuerwehr verwies den Transport an die Polizei. Nach Darstellung der Reisebüroangestellten hätte die Polizei dann lange Zeit gebraucht, um vor dem Büro den Wagen zum Transport der beiden Kontaminierten umzurüsten. Nach der Untersuchung im Klinikum Steglitz wurde bei den Finnen eine erhöhte, wenn auch nicht lebensbedrohliche Menge von radioaktivem Jod 131 und Cäsium 137 festgestellt. aus: taz

3.5.1986

LEBENSMITTEL AUS DEM OSTEN AUF STRAHLEN UNTERSUCHT

Der Zoll ist angewiesen worden, alle Lebensmitteltransporte aus Ost-Europa zum Großmarkt zu dirigieren. Dort wird jede Lieferung zunächst mit dem Geigerzähler kontrolliert. Wird ein Ausschlag registriert, dann muss die Ware untersucht werden, damit die Strahlendosis exakt festgestellt werden kann. Jede dieser Untersuchungen nimmt zwischen fünf und sieben Stunden in Anspruch. Nachdem gestern eine Lieferung von 24 000 Litern Milch aus der DDR beschlagnahmt worden ist, hat die Meierei-Zentrale in Absprache mit der Gesundheitsverwaltung zunächst die Milchtransporte aus der DDR gestoppt.

aus: Der Tagesspiegel

5.5.1986

SPIELER AKTIV, SPIELFELD RADIOAKTIV

Die Marienfelder Mannschaft Blau Weiß 90 hat beim Auswärtsspiel in Kassel verdient den letzten Punkt geholt, der noch zum Aufstieg fehlte. Vor der Begegnung waren erhöhte radioaktive Strahlenwerte im Stadion bekannt geworden. Der Rasen musste vor dem Anpfiff gesondert behandelt werden. Die Trikots wurden nach Spielende gesondert in Plastiksäcke verstaut und sollen einer speziellen Reinigung unterzogen werden. aus: taz

6.5.1986

VERUNSICHERUNG BEIM VERBRAUCHER

Die Bundesregierung hat am Sonntag die Vorsichtsmaßnahmen gegen radioaktive Belastungen durch das Reaktorunglück im ukrainischen Tschernobyl erweitert. Auf Empfehlung der Strahlenschutzkommission setzte sie auch für Blattgemüse Grenzwerte fest. Es darf nur dann zum Verzehr freigegeben werden, wenn die Aktivität an Jod 131 unter 250 Becquerel (Bq) pro Kilogramm liegt. (...) Bereits am Freitag war für Frischmilch ein Grenzwert festgelegt worden (500 Bq). Das Ministerium betonte, die Maßnahmen dienen ausschließlich dem „vorbeugenden Gesundheitsschutz“. Eine „akute Gesundheitsgefährdung für die Bevölkerung“ bestehe nicht. (...) Trotz dieser Beschwichtigungen wird von vielen Seiten Kritik an der Informationspolitik der Bundesregierung laut. Der Bevölkerung ist offenbar nicht klar geworden, warum Beschränkungen beim Verkauf und Verzehr von Lebensmitteln angeordnet wurden, obwohl versichert werde, dass keine Gesundheitsgefahr bestehe. (...) Die Schwierigkeiten bei der Festlegung von Grenzwerten für Strahlung liegt darin, dass bis heute wissenschaftlich nicht geklärt werden konnte, ob sehr kleine Strahlungsmengen möglicherweise langfristig zu körperlichen Schäden führen können. aus: Die Welt

6.5.1986

KEINE DEMO BEI FALLOUT

Die für heute von den Berliner Anti-AKW-Gruppen angemeldete Demonstration zum Hahn-Meitner-Institut fällt bei Regen aus und wird dann zu einem späteren Zeitpunkt nachgeholt. Dies teilten die Veranstalter gestern mit. Man wolle die Teilnehmer nicht der erhöhten Strahlungsgefahr bei Regen aussetzen. Die Demo beginnt heute also nur bei trockenem Wetter um 17 Uhr am S-Bahnhof Wannsee. aus: taz

7.5.1986

VERKAUFSVERBOT FÜR KRÄUTER UND BLATTGEMÜSE AUS BERLINER ANBAU

Gesundheitssenator Fink hat gestern ein generelles vorläufiges Verkaufsverbot für Freiland-Blattgemüse und Gewürzkräuter aus Berliner Gärtnereien erlassen. Er begründete das Verbot mit „sehr bedenklichen“ Messergebnissen hinsichtlich der Strahlenbelastung mit Jod 131. Am Montag wurden in Rudow beispielsweise Estragon mit 2240 Becquerel pro Kilo, Spinat mit 1208, Petersilie mit 2056 und Liebstöckel mit 2940 Becquerel pro Kilo gemessen. aus: Der Tagesspiegel

7.5.1986

39. INTERNATIONALE FRIEDENSAHRT WURDE IN KIEW FEIERLICH ERÖFFNET

Mit einer feierlichen Zeremonie auf dem Platz der Oktoberrevolution wurde am Dienstagnachmittag die 39. Friedensfahrt in Kiew feierlich eröffnet. Im Namen der internationalen Radsportföderation (UCI) begrüßte deren Generalsekretär Michal Jekiel die Teilnehmer und wünschte der Fahrt einen vollen Erfolg. Am Ablauf des sieben Kilometer langen Prologs in der ukrainischen Hauptstadt waren 60 Fahrer aus Bulgarien, der CSSR, der DDR, Frankreich, Kuba, der MVR, aus Polen, Ungarn, der UdSSR und Syrien. Die Verbände Belgiens, der BRD, Großbritanniens, Italiens, Jugoslawiens, der Niederlande, Rumäniens, der Schweiz und der USA zogen kurzfristig ihre Meldungen zurück. Als Begründung wurde die Havarie im Kernkraftwerk Tschernobyl angegeben. Den Auftakt im Zentrum der ukrainischen Metropole gewann Uwe Ampler aus der DDR-Mannschaft vor 100

000 Zuschauern.
aus: Neues Deutschland

8.5.1986

MASSENFLUCHT AUS DER UKRAINE

Der Unglücksreaktor in Tschernobyl ist offenbar längst nicht unter Kontrolle. Aus Hubschraubern würden Säcke mit Sand, Lehm, Blei und Bor auf das beschädigte Reaktorgebäude abgeworfen, um dieses – wie die „Prawda“ sich ausdrückt – „zu beerdigen“. Bestätigt wurden die Probleme (...) auch von der Regierungszeitung „Iswestija“. Das Blatt würdigte den Mut jener, die sich Gefahren aussetzen, indem sie die Folgen des Unfalls beseitigen und die Brandherde, die weiterhin bestehen, löschen. (...) Offensichtlich ist eine Massenflucht aus der Ukraine im Gange. aus: Die Welt

9.5.1986

WHO: SCHUTZMASSNAHMEN UNNÖTIG

Die nach dem Reaktorunglück in Tschernobyl außerhalb der unmittelbaren Gefahrenzone in der Sowjetunion ergriffenen Schutzmaßnahmen für die Bevölkerung sind nach Ansicht des Programmdirektors des europäischen WHO-Büros in Kopenhagen, Jean-Paul Jardel, überflüssig. Dabei zählte er Empfehlungen auf wie die, nicht ins Freie zu gehen, kein gewöhnliches Wasser zu benutzen und Jodpräparate zu nehmen. aus: taz

10.5.1986

SENATSRUNDE ASS SALAT

Der Regierende Bürgermeister Eberhard Diepgen wird voraussichtlich am Donnerstag eine Regierungserklärung zu den Auswirkungen des Reaktorunfalls abgeben. Gestern versuchte Diepgen zunächst allerdings mit dem demonstrativen Kauf von zwei Salatköpfen auf dem Markt vor dem Rathaus Schöneberg zur Beruhigung beizutragen. Diese Blätter seien, so versicherte Senatssprecher Fest, in trauter Runde von Diepgen, Umweltsenator Starnick, Innensenator Kewenig, Gesundheitssenator Fink, Staatskanzleichef Stronk und ihm selbst verzehrt worden. aus: Der Tagesspiegel

12.5.1986

SÜSSMUTH KRITISIERT ÄRZTE WEGEN ABTREIBUNGS-RATSCHLAG

Bundesgesundheitsministerin Rita Süßmuth hat heftige Kritik an Ärzten geübt, die nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl werdenden Müttern zum Schwangerschaftsabbruch geraten haben. Ein solches Verhalten sei „weder mit der ärztlichen Ethik vereinbar, noch unter irgendeinem Gesichtspunkt zu rechtfertigen.“ (...) Sie habe Hinweise, dass einige Ärzte solche Ratschläge gegeben hätten. aus: Die Welt

(...)

14.5.1986

PROTEST MIT KIND UND KEGEL

Eltern und ihre Kinder suchten am Vormittag die Gesundheits- und Jugendstadträte der verschiedenen Berliner Bezirke in ihren Rathäusern auf. Dort sei die Reaktion oftmals hilflos gewesen, wenn Forderungen nach der Freigabe von Milchpulverreserven des Senats und sofortigen Messungen der Spielplätze der Stadt aufkamen. Die Stadträte sprachen zwar von Verständnis. Aber ob das stimmt, ist zumindest im Falle des Charlottenburger Jugendstadtrats Axel Rabbach (CDU) fraglich, der die Delegation aus Kindern und Eltern mit der Frage empfangen haben soll, warum die Kinder bei so schönem Wetter nicht draußen spielen würden. aus: taz

14.5.1986

SPD-BETRIEBSRÄTE VON KRAFTWERKEN GEGEN ANTI-ATOM-POLITIK IHRER PARTEI

SPD-Betriebsräte aus Kernkraftanlagen werfen der Führung ihrer eigenen Partei vor, ohne eingehende Sachkenntnis und ohne Rücksicht auf 300 000 direkt oder indirekt von der Kernenergie abhängige deutsche Arbeitsplätze den Ausstieg aus der Kernkraft zu propagieren. Vor allem die 12 000 Betriebsangehörigen in den deutschen Kernkraftwerken haben keine Sorge um ihre Gesundheit, fürchten aber sehr wohl um den Erhalt ihrer Arbeitsplätze. aus: Die Welt

14.5.1986

ANWALT KLAGT GEGEN UDSSR

Ein Düsseldorfer Rechtsanwalt hat die Sowjetunion wegen des Reaktorunglücks in Tschernobyl auf Schadenersatz verklagt. Der Rechtsanwalt Hansjörg Loschelder begründete seine Zivilklage damit, dass dies der „einzige Weg“ sei, wie ein einzelner Mensch sich in der Bundesrepublik gegen das Unglück in dem ukrainischen Kernkraftwerk und seine Folgen wehren könne. Sein Ziel sei es, dass die UdSSR gerichtlich verpflichtet werde, seiner Familie sämtliche Schäden zu ersetzen, die durch den Reaktorunfall entstehen könnten. Dies gelte insbesondere für die möglichen Spätfolgen, die zurzeit noch nicht absehbar seien. aus: taz

(...)

21.5.1986

POLIZEI RÄUMT LAGER IN WACKERSDORF

Starke Einsatzkräfte von Polizei und Bundesgrenzschutz haben gestern Abend mit der Räumung des Pflingstlagers nahe dem Baugelände der atomaren Wiederaufbereitungsanlage (WAA) Wackersdorf begonnen. Ein Polizei-Sprecher sagte in Schwandorf, das Camp werde wegen der schweren Krawalle vom Wochenende und der dabei begangenen Straftaten geräumt, um weitere Delikte zu verhindern. (...) Nach Darstellung der Polizei hatten militante Störer aus dem Lager das WAA-Gelände und die Polizei immer wieder angegriffen und hinterher in dem Camp Unterschlupf gefunden. (...) Das brutale Vorgehen der Demonstranten (...) führte der bayrische Innenminister Karl Hillermeier (CSU) auch auf die „Emotionalisierung nach dem Reaktorunglück in der Ukraine“ zurück. aus: Die Welt

23.5.1986

WODKA HILFT NICHT

Kein Wodka kann vor Strahlenschäden schützen. Das verkündete aus gegebenem Anlass bierernst der stellvertretende sowjetische Gesundheitsminister in der „Literaturnaja Gaseta“. aus: taz

27.5.1986

KNACKIS GEGEN ZWANGSVERSTRAHLUNG

Wegen „gefährlicher Körperverletzung“, „Misshandlung von Schutzbefohlenen“ und „Missbrauch ionisierender Strahlen“ haben zahlreiche Strafgefangene der Vollzugsanstalt Straubing Strafanzeige gegen die Anstaltsleitung und die Leitung der medizinischen Abteilung gestellt. Die Gefangenen sehen sich „zwangsverstrahlt“, da ihnen zu einem Zeitpunkt, als im 45 Kilometer entfernten Regensburg Freiland- oder Treibhausgemüse wegen der hohen radioaktiven Belastung nicht verkauft werden durfte, aus der anstaltseigenen Gärtnerei frisch geerntetes Gemüse aufgetischt wurde. aus: taz

Roser, Thomas, Sie nennen es Nationalpark. Besuch in Weißrussland: Wo 70 Prozent der Radioaktivität niedergingen, in: Tagesspiegel, 23.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/23.04.2006/2473555.asp>

Mühling, Jens, „Wir waren das Zentrum des Planeten“ Igor Kostin schoss am 26. April 1986 das einzige Bild des brennenden Reaktors. Die Tragödie ließ den Fotoreporter nie wieder los.

Igor Kostin, 69, wuchs in Moldawien auf und ging später als Kriegsphotograf nach Vietnam und Afghanistan. Heute lebt er in Kiew. Die folgenden zwei Seiten zeigen einige seiner Bilder, gerade erschien sein Buch „Tschernobyl“ (Kunstmann); eine Kostin-Ausstellung ist bis zum 14. Mai im Willy-Brandt-Haus zu sehen, in: Tagesspiegel, 23.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/23.04.2006/2472968.asp>

Grusel des Verderbens. Katastrophentourismus gibt es seit grauer Vorzeit. Die Motive bleiben trotz Forschung nebulös. Buchbesprechung zu: Lennon, John, Foley, Malcolm, Dark Tourism, Thomson Learning, Dezember 2000, in: Tagesspiegel, 23.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/23.04.2006/2482590.asp>

Franken, Marcus, Außer Kontrolle. Am 26. April 1986 explodiert Reaktorblock 4 des Kraftwerks „Lenin“ . Wie konnte das passieren? Dokumente und Augenzeugenberichte geben Auskunft. Die Rekonstruktion einer dramatischen Nacht, in: Tagesspiegel, 23.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/23.04.2006/2478588.asp>

Die verbotene Zone. Besuch in der Ukraine: Im Sperrgebiet um den Tschernobyl-Reaktor leben noch Menschen – und 4000 arbeiten Tag für Tag auf dem Kraftwerksgelände, in: Tagesspiegel, 23.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/23.04.2006/2473582.asp>

Schumann , Harald, In letzter Minute. Rostlöcher im Druckkessel, Explosionen im Kühlsystem, Versagen der Abschaltvorrichtung – schwere Störfälle in den vergangenen Jahre zeigen: Das Risiko für Reaktorkatastrophen ist weit höher, als die Betreiber behaupten, in: Tagesspiegel, 23.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/23.04.2006/2473588.asp>

Böhm, Jürgen, A wie Alpha-Strahlung, B wie Becquerel, C wie Cäsium, in: Tagesspiegel, 23.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/23.04.2006/2476135.asp>

Ionisierende Strahlung ist mit menschlichen Sinnen nicht zu erfassen. Sie ist energiereicher als UV-Licht und kann sogar Elektronen aus Atomen heraus schlagen, sie „ionisieren“.

Bestimmte Atomarten, die Radionuklide, sind nicht stabil. Ihre Atomkerne zerfallen spontan unter Aussendung ionisierender Strahlung. Man unterscheidet verschiedene Strahlungsarten (Alpha-, Beta-, Gamma- und Neutronenstrahlung), die unterschiedlich energiereich und schädlich sind.

Die Anzahl der Zerfälle wird durch die Aktivität angegeben (Aktivität gleich Anzahl der Zerfälle während einer Zeitspanne geteilt durch diese Zeitspanne). Die Einheit ist Becquerel (Bq). Die Halbwertszeit eines Radionuklids ist die Zeitspanne, in der die Hälfte der Atome einer Probe zerfallen ist. Ionisierende Strahlung wirkt durch die auf den Körper übertragene Energie. Bezogen auf die Masse, auf welche die Energie übertragen wird, erhält man die Energiedosis. Multipliziert man diese mit einem Qualitätsfaktor, wodurch die unterschiedliche biologische Wirkung der Strahlung berücksichtigt wird, erhält man die

Äquivalentdosis – die Einheit ist Sievert (Sv). Strahlenexposition kann von außen (z.B. bei

Röntgenaufnahmen) oder von innen – etwa nach dem Verzehr belasteter Pilze – erfolgen. Solche unterschiedlichen Belastungen fasst man mit Hilfe der effektiven Dosis zusammen. Sie basiert auf mittleren Energiedosen in Geweben und Organen, wobei die unterschiedliche biologische Wirksamkeit der verschiedenen Strahlungsarten und die Empfindlichkeit der Gewebe berücksichtigt sind.

Die effektive Dosis wird meist in Milli-Sievert (mSv) angegeben. In Tschernobyl freigesetztes Cäsium-137 (Halbwertszeit 30 Jahre) findet man in Deutschland heute noch in Pilzen und Wildbret.

Ein Rechenbeispiel: Nimmt man als Höchstwert der Aktivität 4000 Bq/kg an, so ergibt sich bei einer Mahlzeit von 200 Gramm Pilzen eine effektive Dosis von 0,01 mSv. Zum Vergleich: Bei einem Flug von Frankfurt nach New York und zurück erhält man etwa 0,07 mSv durch die Höhenstrahlung.

Die Becquerelschlacht. Als die Tschernobyl-Wolke Deutschland erreicht, sind die Behörden hilflos und überfordert. Die Bevölkerung hat Angst vor der unsichtbaren Gefahr, in: Tagesspiegel, 23.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/23.04.2006/2465474.asp>

Aus allen Wolken gefallen. Sie glaubten an die Sicherheit von Atomkraftwerken – oder hofften zumindest darauf. Sie wohnten in der Ukraine oder 1500 Kilometer entfernt. Wie ein einziger Tag das Leben der Menschen veränderte – fünf Porträts, in: Tagesspiegel, 23.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/23.04.2006/2473007.asp>

HILTRUD HENSEN, DIE FRAU, DIE KINDERN AUS TSCHERNOBYL HILFT

Als die Katastrophe passierte, waren meine Töchter neun und 14 Jahre alt. Mein erster Gedanke war: Wie beschütze ich meine Kinder? Der Zweite: Wie mag es den Menschen, vor allem den Müttern, vor Ort gehen?

Seit 16 Jahren versuche ich, den Opfern zu helfen. Zeitweise bin ich viermal jährlich in die Region gereist. Erst habe ich als Frau des Ministerpräsidenten, d. Red.] die Landesstiftung Niedersachsen geleitet, seit 1999 arbeite ich mit meinem Verein „Help! Hilfe für Menschen in Not“. Ungefähr vier Jahre nach dem Reaktorunfall wurde die große Zahl der Kinder mit Schilddrüsenkrebs in Weißrussland bekannt. Die Krankheit gibt es bei deutschen Kindern nicht – ihre Ursache ist radioaktives Jod. Im selben Jahr war ich das erste Mal dort und habe gesehen, dass die Folgen der Katastrophe gewaltige Ausmaße angenommen hatten. Fehlbildungen und Krebs als Folge der Reaktorkatastrophe werden oft bestritten. Aber ich habe unzählige Krankenhäuser besucht. Wenn man die Fehlbildungen bei Neugeborenen sieht und die vielen Frühgeburten wird klar: Das, was Experten für 30 Jahre nach dem Reaktorunfall vorausgesagt haben, ist längst eingetreten. Zuerst haben wir Krankenhäuser in Weißrussland mit Ultraschallgeräten zur Früherkennung von Schilddrüsenkrebs versorgt – denn die Kinder können nur durch eine Totaloperation gerettet werden. Mir ist wichtig, den Menschen die Gelegenheit zu geben, sich selbst zu helfen. In Kovel wurden nach dem Unglück viele Babys mit fehlenden Gliedern geboren. Da wir nicht alle Kinder nach Deutschland holen konnten, haben wir eine orthopädische Werkstatt im Ort aufgebaut.

(...)

Was ich nur schwer ertragen kann, ist, dass ich Kindern helfe, gesund zu werden, und Jahre später bekommen sie die nächste Krankheit. Die radioaktive Belastung ist immer noch da, und jetzt erkranken immer mehr der 20- bis 30-Jährigen an Organkrebs. Die Aufgabe ist gigantisch: Die kann kein Einzelner, keine Stiftung bewältigen. Die Hilfe hätte europa- oder weltweit organisiert werden müssen. Tschernobyl ist etwas, über das viel zu wenig berichtet wird und das aus den Köpfen der Menschen fast verschwunden ist.

VIKTOR POPOW, DER AUFRÄUMARBEITER, DER DEN GLAUBEN AN DIE SOWJETUNION VERLOR

Nachts kreiste über dem zerstörten Reaktor ein Zeppelin, der mit mächtigen Scheinwerfern das Gelände ausleuchtete, damit wir in der Dunkelheit weiterarbeiten konnten. Wir nannten ihn „Nachtsonne“. In gewisser Weise war das eine Metapher für Tschernobyl: All die Unzulänglichkeiten, die vorher im Schatten der Sowjet-Ideologie verborgen lagen, wurden plötzlich grell angestrahlt. Insofern war 1986 ein sehr erhellendes Jahr. Besonders für uns Kernphysiker, die wir selten einen Gedanken an Kraftwerkssicherheit verschwendet hatten – dieser Aspekt kam in unserer Ausbildung nicht vor. Mir wurde die Tragweite dieses Mangels erst bewusst, als ich zwei Monate nach dem Unfall als Leiter einer Untersuchungskommission nach Tschernobyl geschickt wurde, um festzustellen, wie viel radioaktiver Brennstoff sich noch im zerstörten Reaktor befand.

(...)

Ich arbeitete bis 1994 in Tschernobyl. Die schlimmste Zeit war gegen Ende der 80er Jahre, als die sowjetische Mangelwirtschaft immer spürbarer wurde. Bei der Arbeit im havarierten Reaktorblock mussten wir Spezialkleidung tragen, und zwar jeden Tag frische, die getragenen Anzüge wurden wie Atommüll entsorgt. Irgendwann kam kein Nachschub mehr. Es gab einfach keinen. Wir waren gezwungen, die getragenen Anzüge zu reinigen und mehrmals zu benutzen, obwohl man sie eigentlich gar nicht reinigen konnte. Damals besuchte uns ein BBC-Team – es war die Zeit der Perestrojka, wo so etwas möglich geworden war. Es waren junge, dynamische Leute, die tausend Fragen stellten, man hatte gar keine Zeit, über die Antworten nachzudenken. Irgendwann, als ich über den Mangel an Schutzkleidung sprach, rutschte mir der Satz raus: „Wir haben nicht mal saubere Socken!“ Der Film wurde in der ganzen Welt gezeigt, nur nicht in der Sowjetunion. Ein paar Monate später bekam ich Post von einem Ehepaar aus Schottland, beide so um die 70. Sie schrieben, sie hätten dort eine Schaffarm. In dem Päckchen lagen sechs Paar handgestrickte Wollsocken. Ich war noch nie so gerührt.

ADLY WAHBA, DER PHYSIKER, DER FÜR REAKTORSICHERHEIT ZUSTÄNDIG IST

Ich habe mich fast mein ganzes Berufsleben mit der Sicherheit von Kernkraftwerken beschäftigt, und dann, als Tschernobyl brannte, überquerte ich den Reaktor zufällig in einem Flugzeug. Mit ein paar Kollegen war ich gerade auf dem Rückflug von einer Konferenz in Japan. Ich hielt dort einen Vortrag über ein Forschungsprojekt in den USA: Dort hatten wir den Unfall von Harrisburg simuliert, um die Fehlerquelle zu finden. Der Reaktor Three Mile Island (TMI) war 1979 vier Tage lang außer Kontrolle geraten. Durch die Analyse, an der die OECD-Länder beteiligt waren, konnten wir die Kontrollsysteme in den Reaktoren wesentlich verbessern. Osteuropäische Länder gehörten aber nicht zur OECD, mit ihnen gab es in der Reaktorsicherheit so gut wie keine Zusammenarbeit. Und dann kam Tschernobyl. Zwischen uns stand die Mauer, und die radioaktive Wolke zog einfach darüber hinweg.

Als mein Kollege neben mir am 26. April nachmittags aus dem Flugzeugfenster blickte, sah er unten am Boden eine dichte Rauchwolke und Flammen. Es war ein klarer Tag. Später rekonstruierte er aufgrund der Uhrzeit und der Route, die der Pilot durchgesagt hatte, dass das der brennende Reaktor von Tschernobyl gewesen sein musste. Ich arbeitete bis zu meiner Pensionierung in der Gesellschaft für Reaktorsicherheit (GRS) bei München, das ist so etwas wie der Technische Überwachungsverein des Bundes. Als der Unfall offiziell bekannt wurde, hatten wir ständig Sondersitzungen, ich musste sämtliche Fakten über den Reaktortyp von Tschernobyl zusammentragen. Diese Art Reaktoren gibt es nicht in Westeuropa. (...)

Tschernobyl hat bei mir bewirkt, dass ich mich verstärkt mit Solartechnik beschäftigte. Eigentlich begann mit der Solarenergie auch mein Berufsleben: Ich musste als Befähigungsarbeit für meine Promotion 1960 einen Solarflachkollektor entwickeln. Meine Kollegen sagten damals, ich sollte das bloß nicht zum Gegenstand meiner Doktorarbeit

machen, weil ich dann an Sonnentagen, wenn die anderen zum Baden gehen, für die Arbeit forschen müsste. Ich habe mir dann ein anderes Thema gesucht.

GUDRUN PAUSEWANG, DIE AUTORIN, DIE DAS BUCH „DIE WOLKE“ SCHRIEB

Vier Wochen nach der Katastrophe las ich einen Artikel über Tschernobyl mit der Überschrift: „Sie haben versagt“. Damit waren nicht die Atomkraftwerke, sondern die Politiker gemeint. Keiner war vorbereitet gewesen. Mensch, dachte ich, darüber werde ich schreiben. Darüber, wie es wäre, wenn so eine Reaktorkatastrophe nicht 1500 Kilometer von uns entfernt, sondern mitten in unserer dicht besiedelten Bundesrepublik passiert wäre. Als ich bei meinem Verlag anrief, hatte ich den Satz erst halb heraus, da riefen die am anderen Ende der Strippe schon: Schreiben Sie! „Die Wolke“, mein Buch über die Folgen eines fiktiven Reaktorunfalls, wurde ein Renner. Jetzt ist der Stoff auch als Film im Kino zu sehen. Nach dem Buch wurde ich oft für meinen Pessimismus kritisiert. Sogar „Lehrerin der Angst“ hat man mich genannt. Dabei habe ich auch heitere Bücher geschrieben. Oder glauben Sie, dass der „Spinatvampir“ ein Katastrophenbuch ist?

(...)

Mit der „Wolke“ versuche ich zu erreichen, dass junge Menschen durch den Schock selbst zu der Frage finden: Was kann ich tun, damit aus dieser Fiktion nie Realität wird? Es ist ja auch ein politisches Buch. Einmal habe ich einen Preis von einem Science-Fiction-Club bekommen. Da hab ich gedacht, hoppla, hier bist du total fehl am Platz. Denn dass ich keine Science-Fiction-Romane schreibe, hat Tschernobyl bewiesen.

BERND STEGMAIER, DER JÄGER, DER NICHT MEHR JAGEN WOLLTE

Als die Tschernobyl-Wolke über Süddeutschland kam, war ich Pressesprecher des Bayerischen Jagdverbandes und wurde plötzlich mit Fragen überhäuft. Die Jäger waren in Aufruhr. Alle wollten wissen, ob der Fallout auch unsere Tiere betrifft. Das Landwirtschaftsministerium verlegte den Beginn der Jagdsaison schnell vom 15. Mai auf den 1. Juni. Um Zeit zu gewinnen. Der Druck war groß, der Markt für Wild kaputt und der Preis halbiert.

Ich ging dann mit einer Ausnahmegenehmigung und Helfern in den Wald, und wir haben in der Dämmerung ein Reh geschossen. Zu Testzwecken. Mit Handschuhen und Operationsbesteck, im Nieselregen, unter Leitung eines honorigen Tierarztes, zerlegten wir das Tier. Wir wollten auch die Schilddrüse, weil sich da das radioaktive Jod einlagert. Da stehste dann im dunklen Wald, links die Taschenlampe, rechts Messer und Pinzette, suchst hinterm Schlund so ein linsengroßes, blassrosanes Ding von eineinhalb Gramm Gewicht. Und darfst dich nirgends kontaminieren. (...)

30 000 Rehe pro Jahr in Bayern, auch 1986, müssen ja irgendwo geblieben sein. Bald nach Tschernobyl bin ich aus der Jägerei ausgestiegen. Wenn ich, wie neulich per Schiffauf der Rhone, an einem AKW vorbeikomme, denk' ich: Fahr schneller, Kapitän. Nicht dass jetzt ein Leck auftritt.

Dehmer, Dagmar, Die Strahlkraft. 26. April 1986: Der Atomreaktor von Tschernobyl explodiert. Vorher war Umweltpolitik etwas für Spinner – danach lebensnotwendig, in: Tagesspiegel, 22.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/22.04.2006/2480717.asp>

Brigitte Wellhöfers Leben hat sich am 1. Mai 1986 für immer verändert. Ausgerechnet an dem Tag, an dem den Deutschen klar wurde, dass die Folgen des Super-GAUs in Tschernobyl nicht auf die Ukraine, Weißrussland oder Russland beschränkt bleiben würden, machte ihr damals dreieinhalbjähriger Sohn einen Ausflug und wurde pitschnass geregnet.

Am 1. Mai stand die radioaktive Wolke aus Tschernobyl direkt über Bayern – und der Regen verteilte das radioaktive Jod 131 und das strahlende Caesium 137 über das Land. Das zweite Kind von Brigitte Wellhöfer war gerade mal ein dreiviertel Jahr alt. Eine Woche vorher hatte sie aufgehört, es zu stillen. Welche Milch durfte es noch trinken, denn Frischmilch war radioaktiv belastet? Brigitte Wellhöfer war verzweifelt auf der Suche nach Informationen und sehr wütend. Ihre Empörung hat sie sogar zurück in die Politik getrieben, dabei „war ich während des Studiums Mitglied in einer K-Gruppe. Und danach habe ich gesagt: Nie wieder.“ Nachdem am 26. April 1986 der Reaktor in Tschernobyl explodiert war, ging Wellhöfer als Erstes zu den „Müttern gegen die Atomkraft“. Heute ist sie Fraktionsvorsitzende der Grünen im Gemeinderat der Stadt Nürnberg – und ziemlich zufrieden mit dem, was sie dort erreichen kann. Ihr Sohn hat bisher keine bleibenden Schäden vom radioaktiven Regen davongetragen. Doch das nagende Gefühl der Ungewissheit quält Brigitte Wellhöfer bis heute.

Plötzlich war die Apokalypse Alltag geworden. Die Schreckensszenarien der Warner, die zuvor als Spinner abgetan worden waren, waren Wirklichkeit geworden. Die Katastrophe in Tschernobyl wirkte wie ein Katalysator, ein Beschleuniger, für die Umweltpolitik und die Umweltbewegung in Deutschland. (...)

Im Rückblick sagt Töpfer über den Super-GAU in Tschernobyl: „Dieses Ereignis hat mich natürlich geprägt. Es hat mir deutlich gemacht, welche Verantwortung wir übernehmen, wenn wir eine solche Technologie nutzen.“ Trotzdem gehörte Töpfer nie zu den Befürwortern eines Ausstiegs aus der Atomkraft. Zwar findet er es richtig, die existierenden Reaktoren in einem vereinbarten Zeitraum abzuschalten, wie er kürzlich der „Zeit“ anvertraute. Damit meint er aber nicht, dass die Atomkraft nicht weiter genutzt werden soll. Er wünscht sich nur Technologien, die weniger leicht für die Entwicklung von Waffen missbraucht werden können und im Betrieb sicherer sind. „Was Menschen einmal erfunden haben, wird auch genutzt werden“, sagt Töpfer. „Was ich aber aus Tschernobyl gelernt habe, ist, wie abhängig wir von den Sicherheitsmaximen anderer sind.“ Im Gegensatz zum damals zuständigen Innenminister Friedrich Zimmermann (CSU) entschied sich Töpfer 1986, den Schutz der Bevölkerung in den Mittelpunkt seiner Politik zu stellen. 1988 allerdings war er noch einmal als großer Verharmloser aufgefallen. Damals sprang er im Taucheranzug in den Rhein, um damit zu beweisen, dass der Fluss sauber sei. Zwei Jahre zuvor waren nach einem Explosionsunfall im Schweizer Chemiekonzern Sandoz große Teile des Löschwassers in den Rhein geströmt. Ein Ausrutscher, insgesamt genießt Töpfer bis heute in der Umweltbewegung einen guten Ruf. Nach Tschernobyl „haben wir ganze Ernten unterpflügen lassen und die Bauern entschädigt“, berichtet er. Aber wenige Kilometer westlich, in Frankreich, hätten ganz andere Regeln gegolten. (...) Töpfer sagt dazu: „Wir Umweltpolitiker haben damals als Erste erfahren, was Globalisierung heißt.“

Mit Töpfer begann die bundesdeutsche Umweltpolitik Substanz und Profil zu gewinnen. Ihm ist beispielsweise die Verpackungsverordnung zu verdanken, deren Spätfolge das Dosenpfand ist. Seither trennen die Deutschen akribisch ihren Müll. Töpfer vertrat Deutschland beim Erdgipfel 1992 in Rio und legte den Grundstein für die deutsche Klimapolitik.

Vermutlich hätte die Regierung des damaligen Kanzlers Helmut Kohl (CDU) nach der Wahl 1987 auch ohne Tschernobyl ein Umweltministerium geschaffen. Doch nach dem Unfall stand die schwarz-gelbe Koalition derart unter Druck, dass plötzlich alles ganz schnell ging. Zuvor hatte die Umweltbewegung schon mehr als ein Jahrzehnt vergeblich die Schaffung eines eigenen Ministeriums gefordert, erinnert sich Hubert Weinzierl, einer der Gründer des BUND. Schließlich hatte das Land Bayern schon 1970 einen Umweltminister berufen – er war der erste in ganz Europa. Doch nach Tschernobyl „musste Kohl handeln“.

Vorher gehörte der Umweltschutz zum Innenministerium, das damals von Friedrich Zimmermann geführt wurde. Hubert Weinzierl trägt ihm bis heute nach, dass er „diese dämliche Verniedlichung“ der Folgen des Atomunfalls mitbetrieben habe. Jedenfalls war auch Kohl schon wenige Tage nach dem Unfall in der Ukraine überzeugt, dass der aufbrausende und immer etwas herablassende Zimmermann nicht der Richtige war, um die

Gemüter zu beruhigen. Das sagte er gut zwei Wochen nach der Katastrophe seinem alten Rivalen Franz Josef Strauß (CSU), der seinem Parteifreund Zimmermann die Nachricht von seiner teilweisen Entmachtung selbst überbrachte. Mit zwei Abteilungen aus dem Innenministerium, und je einer Abteilung aus dem Landwirtschafts- (Ignaz Kiechle, CSU) sowie dem Gesundheitsministerium (Rita Süßmuth, CDU) übergab Kohl das Amt des Umweltministers an den damaligen Oberbürgermeister von Frankfurt am Main, Walter Wallmann. Am 6. Juni 1986 wurde Wallmann vereidigt. Er selbst bezog ein Büro im Kanzleramt, seine neuen Mitarbeiter blieben in ihren alten Büros in den entmachteten Ministerien. So blieb es, bis Wallmann kein Jahr später wieder aus dem Amt schied, um Ministerpräsident in Hessen zu werden. (...) Die Liste der Erfolge Wallmanns als Umweltminister dagegen blieb überschaubar. Klaus Lipphold, der damals schon für die CDU im Bundestag saß und heute Vorsitzender des Verkehrsausschusses ist, hält Wallmann zugute, dass er die Sicherheitsstandards für Kernkraftwerke verschärft habe. Und das, obwohl „wir damals schon führend waren“, wie er meint.

Das hatte auch Zimmermann immer gesagt. Und mit diesem Optimismus stand er damals nicht allein. Seinen Kollegen aus Baden-Württemberg, Gerhard Weiser (CDU), zitierte der „Spiegel“ am 12. Mai 1986 mit den Sätzen: „Es gibt keinen Krisenstab, weil es keine Krise gibt.“ Und weiter: „Wenn wir den Unfall bei uns im Land gehabt hätten, dann wäre alles geregelt gewesen.“ Sätze, über die Michael Sailer noch heute nur lachen kann. Vor 20 Jahren waren er und seine Kollegen wochenlang so gefragt, „dass wir 24 Stunden hätten durcharbeiten können“. Mit gerade mal zwei Amtsleitungen waren die Mitarbeiter des Öko-Instituts eine der wenigen Institutionen, in die die verunsicherten Deutschen noch Vertrauen hatten. Denn Minister Zimmermann und seine Kollegen hatten recht zufällig für die verstrahlte Milch einen Grenzwert von 500 Becquerel pro Kilogramm festgesetzt, für Salat und anderes Blattgemüse die Hälfte. Dabei habe es kaum Informationen über die Wirkung „schwacher Strahlung“ auf den Menschen gegeben, sagt Sailer und streicht sich seine auch heute noch langen dunklen Haare hinter das Ohr. Der Grenzwert sei wohl vor allem dadurch zustande gekommen, dass die Milch Jod-131-Werte aufwies, die unwesentlich unter der magischen Grenze lagen. Denn die Milch sollte nicht weggeschüttet werden müssen. (...) Die Amtshilfe des Öko-Instituts für die hessischen Behörden ging noch weiter. „Der deutsche Katastrophenschutz hat überhaupt nicht funktioniert“, erinnert sich Sailer. „Wir hatten natürlich auch keine Notfallpläne“, sagt er weiter. „Wir waren nur schneller.“ Er und seine Kollegen vermittelten Studenten für Messungen an die Behörden, „und die Tiefkühlbeutel für die Testate haben wir auch noch spendiert“.

Aus Sailers Sicht ist die größte Veränderung in der Atomdiskussion, dass „vor Tschernobyl ja keiner geglaubt hat, dass es so schwere Unfälle geben kann“. Unter Fachleuten sei der Super-GAU unter dem Stichwort „hypothetischer Kernschmelz-Störfall“ gehandelt worden, weil ja nicht sein konnte, was nicht sein durfte. Deshalb habe sich auch niemand darauf vorbereitet. (...)

Ein gutes halbes Jahr nach der Katastrophe war Walter Wallmanns Kommunikationstalent wieder gefragt. Am 1. November brannte in Basel auf dem Gelände des Chemiekonzerns Sandoz (heute Novartis) eine Lagerhalle mit 1000 Tonnen Chemikalien. Die Folgen waren dramatisch. Wobei das Fischsterben nur das sichtbarste Zeichen dafür war. Wallmann indes blieb blass. Außerparlamentarisch aber wirkte der Sandoz-Unfall ähnlich wie Tschernobyl: Die Deutschen traten den Umweltverbänden massenhaft bei.

Seitdem die rot-grüne Regierung unter Kanzler Gerhard Schröder (SPD) und Umweltminister Jürgen Trittin (Grüne) mit den Betreibern einen Konsens zur Abschaltung der damals noch 19 deutschen Reaktoren geschlossen haben, ist das Thema politisch mehr oder weniger erledigt. Zwar beklagen Umweltschützer, der Atomkonsens sei Betrug, von Ausstieg könne keine Rede sein, wenn die Meiler zum Teil noch zwanzig Jahre lang laufen. Und mit dem Bau der Zwischenlager bei den Atomkraftwerken werde ja nur deren Weiterbetrieb möglich gemacht, kritisiert Erika Bräunling von den „Müttern gegen Atomkraft“. (...)

Eines hat sich aber bis heute nicht verändert, beklagt Hubert Weinzierl. Die Frage, ob eine Technik, die die Menschen mit dem Atommüll auf zehntausende von Jahren bindet, überhaupt genutzt werden darf, sei nie geklärt worden. In einer Anhörung zu Wackersdorf

stellte er 1986 diese Frage einmal dem damaligen bayerischen Umweltminister Alfred Dick (CSU). Die Antwort lautete: „Fragen der Moral und Ethik sieht das Atomgesetz nicht vor.“

Heinke, Lothar, Katastrophe? Welche Katastrophe? Die DDR reagierte mit West-Beschimpfungen auf den GAU im Bruderstaat – und Honecker empfahl, Salat zu waschen, in: Tagesspiegel, 22.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/22.04.2006/2469763.asp>

Der DDR-Bürger hatte sich daran gewöhnt, dass ihm in seinen Zeitungen, in Radio und Fernsehen, immer nur so viel zugemutet wurde, wie seinem Seelenheil zuträglich war. Nach dem Störfall in Tschernobyl verfuhr man in der offiziellen Tagespolitik nach dem Motto der drei weisen Affen: nichts hören, nichts sehen und am liebsten gar nicht darüber reden. Die Freundschaft zur Sowjetunion war zwar immer nah und Herzenssache sowieso, aber Tschernobyl war ziemlich weit weg. „Was dort passiert, ist ein bedauerlicher Unfall, von dem wir uns aber nicht verrückt machen lassen sollten. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, mag der Klassenfeind noch so sehr kreischen, wir halten unseren Kurs.“ So ähnlich haben es die Medienwächter den Chefredakteuren beim Befehlsempfang gesagt, vielleicht haben sie die ganze Sache am Anfang auch wirklich unterschätzt.

Zunächst erschien im „Neuen Deutschland“ am 29. April eine unauffällige Zehn-Zeilen-Meldung der Nachrichtenagentur TASS auf Seite fünf: „Havarie in ukrainischem Kernkraftwerk“. Am nächsten Tag hatte die Sache schon die Seite eins erreicht, und da man gewohnt war, zwischen den Zeilen zu lesen, war sicher: Dies ist kein kleiner Betriebsunfall. In der Verlautbarung des UdSSR-Ministerrates war von zwei Toten die Rede, von „dringenden Maßnahmen zur Beseitigung der Folgen der Havarie“ und vom „Entweichen einer gewissen Menge radioaktiver Stoffe“. (...)

Am folgenden Wochenende kletterten die Temperaturen sogar auf 25 Grad, die Leute strömten in die Kleingärten, und wenn sie die Zeitung aufschlugen, lasen sie, dass „die Havarie in Tschernobyl von Medien und gewissen politischen Kreisen in westlichen Ländern zum Anlass genommen wird, um mit Halbwahrheiten und Spekulationen die Bevölkerung in Unruhe zu versetzen. Alles spricht dafür, daß es sich um gezielte Panikmache handelt, die die Weltöffentlichkeit von den Abrüstungsinitiativen der Sowjetunion ablenken soll“. Mögliche Gesundheitsrisiken waren offiziell kein Thema. Wer nicht gerade im Tal der Ahnungslosen wohnte, wusste jedoch durchs Westfernsehen bestens über die Lage Bescheid. Und war verunsichert. Kann ich mein Kind in den Buddelkasten schicken? Werden wir baden gehen? Milch trinken? Salat essen? Im Regen spazieren? Uns war schon etwas komisch zumute, denn die Mauer teilte zwar das Land, aber nicht den Himmel, über den an jenem 30. April die Atomwolke gezogen war.

Die Westverwandtschaft war noch im Herbst darüber sauer, dass wir es wagten, in die Pilze zu gehen. Dabei kam noch eine große Versuchung über uns: In den Gemüseläden tauchten mit einem Male Raritäten auf, die sie in West-Berlin nicht abnehmen wollten, Spargel. Pilze. Weintrauben. Erdbeeren, Tomaten. Erich Honecker hatte einen guten Tip: „Gemüse und Salat müssen gut gewaschen werden. Wir waren zu Hause sechs Kinder, und unsere Mutter hat immer den Salat gewaschen“. Kein Wunder, dass sehr bald die ersten Witze kursierten. „Demnächst soll es Strontium regnen – so sind unsere sowjetischen Freunde: jetzt schicken sie uns unser Uran wieder zurück“.

van Lessen, Christian „Da klebt noch ein Atom“ Vor 20 Jahren erlangte die städtische Strahlenmessstelle traurige Berühmtheit. Noch heute kontrolliert sie, noch immer muss ihr Leiter Leute beruhigen, in: Tagesspiegel, 22.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/22.04.2006/2459010.asp>

Bernd Leps öffnet den „Castor“-Behälter, blickt auf einen braunen Brei: Tegeler Gefängniskost. Die zusammengestampfte Tagesration pro Häftling untersuchen Leps und

seine Mitarbeiter regelmäßig als „Berliner Gesamtnahrung“. Diesmal sind in dieser Konservendose, die sie „Castor“ nennen, Buletten, Gemüse, Kartoffeln vermengt, Brot und Obst. Der Brei wird in den Labors durchgedreht, getrocknet, verbrannt und dann drei Tage lang in bleiummantelten Detektoren untersucht. Das Essen sei stets unbedenklich, sagt Leps, der die Berliner Strahlenmessstelle in Friedenau leitet. Sie kontrolliert routinemäßig. Das Strahlenschutzgesetz schreibt es so vor.

Ihre Labors erinnern an eine Küche. Da wird gestampft, gekocht, geschüttet, und wenn ein Rest in irgendeinem Topf übrig bleibt, frotzeln die Mitarbeiter: „Da klebt noch ein Atom.“ (...) Die West-Berliner kauften nach Messwerten ein, verschmähten fortan Pilze, Waldbeeren, Haselnüsse oder Wildschwein, das damals Cäsiumwerte von 147 Bequerel (Bq) pro Kilo aufwies – nach heutigen Erkenntnissen unbedenklich. Heute strahlt das Berliner Wildschwein mit 58 Bq.

Die „Gesamtnahrung“, die regelmäßig untersucht wird, bringt es auf weit unter 1 Bq Cäsium 137 pro Tag und Person. Erst beim Grenzwert von mehr als 600 Bequerel müsste die Messstelle Alarm schlagen. Berliner Wildschwein mit Pilzen und Preiselbeeren würde Leps ohne Bedenken essen. Er ist Naturwissenschaftler, ein Mann der Zahlen und nachweisbaren Fakten – die hiesige Angst damals vor radioaktiver Verseuchung hat er nicht verstanden. Er war 1986 Hochschulassistent, ein Tutor kam aus Angst vor den Folgen des Reaktorunfalls nicht aus dem Urlaub auf Teneriffa zurück. Leps blieb, ging als Chemiker zur Straßenmessstelle des Senats, die bis vor zwei Jahren an der Charlottenburger Soorstraße war. (...)

Nach Tschernobyl kamen viele Aufgeregte in die Messstelle, junge Mütter etwa, die Muttermilch untersuchen ließen und „dabei pafften wie die Blöden“, wie sich Leps erinnert. Oder es meldeten sich Bewohner undichter Dachgeschosse, die nach dem ersten Regen fürchteten, ihre Wohnung sei verstrahlt. Damals gab es noch keine gesetzlichen Grenzwerte. Die Messstelle wollte auf jeden Fall Panik vermeiden. Bis heute kommen Leute vorbei, die sich verstrahlt fühlen. Die Messstelle misst, versucht zu beruhigen. Und wenn das nicht hilft, empfiehlt sie den sozialpsychiatrischen Dienst. Kontrolliert werden vorrangig in Berlin hergestellte Lebensmittel, ferner Wasser-, Boden- und Pflanzenproben. Künstliche Radioaktivität, sagt Leps, war schon vor Tschernobyl im Essen, wegen jahrzehntelanger oberirdischer Atombombenversuche. (...)

Die Messstelle kontrolliert auch „Dosimeter“, die medizinisches Personal oder Mitarbeiter des Hahn-Meitner-Instituts in Wannsee zur Kontrolle der Strahlenbelastung bei sich tragen. Auch die Zugänge zum Forschungsreaktor werden ständig untersucht. „Kein Grund zur Sorge,“ sagt Leps. Er ist auch Leiter der Berliner „Atomaufsicht“. Der Katastrophenschutzplan, der in seinem Amt aushängt, zeigt einen Punkt mit Kreisen drumherum. Sie markieren Sperr- und Schutzzonen. Der Punkt im Zentrum ist das HMI.

Reimer, Nick, Strahlende Jobmaschine. Bis vor sechs Jahren produzierte Tschernobyl Strom. Noch heute stehen dort Tausende auf der Lohnliste, in: die tageszeitung, 22.04.06, S.4

<http://www.taz.de/pt/2006/04/22/a0123.1/text>

Mitnichten war der GAU vor 20 Jahren das Ende des Atomkraftwerks. "Derzeit arbeiten hier aber nur noch 3.860 Menschen", sagt der zweite Generaldirektor der Anlage, Andre Wladislawisch Schatzmann. "Nur noch" meint: Vor fünf Jahren waren es mehr als 10.000 Menschen, die vis-à-vis des Sarkophags ihr Geld verdienten. Trotzdem haben die Wachleute an den Sicherheitsschleusen mächtig zu tun: Nach den Terroranschlägen 2001 wurden auch hier die Sicherheitskontrollen verschärft. (...)

"300 Milliarden Kilowattstunden haben wir produziert", sagt Schatzmann. Bis zur Jahrtausendwende lieferte Tschernobyl Strom. Ende 2000 ging der letzte der drei noch betriebenen Atomblöcke vom Netz. "Dafür gab es keinen technischen Grund", sagt Schatzmann. Man sei lediglich internationalen Verpflichtungen nachgekommen.

Kurz nach der Unabhängigkeit der Ukraine begann 1994 ein diplomatisches Tauziehen zwischen der Europäischen Union und der ehemaligen Sowjetrepublik. Die Westeuropäer wollen unbedingt, dass die drei noch laufenden Tschernobyl-Reaktoren abgeschaltet würden. Der damalige Präsident Leonid Kutschma witterte eine sprudelnde Geldquelle. Im "Memorandum of Understanding" verpflichteten sich die führenden Wirtschaftsstaaten der G 7, "die Schließung der Reaktoren finanziell zu unterstützen". Ende 1998 verabschiedete das ukrainische Parlament ein entsprechendes Gesetz.

Doch erst einmal führen jeden Tag weiterhin 10.000 Menschen ins Atomkraftwerk. Die Sowjetunion hatte nach dem GAU 40 Kilometer entfernt auf einer weniger verstrahlten grünen Wiese eine neue Stadt gebaut: Slawutitsch. Dessen 27.000 Einwohner lebten praktisch alle vom Betrieb der Blöcke eins bis drei. Zum AKW pendelten sie mit dem Zug, der an einer Dekontaminierungsschleuse endete. Die ist inzwischen allerdings außer Betrieb: Zu selten schlagen die Messgeräte Alarm. Im Kraftwerk selbst soll die Strahlung geringer sein als an vielen anderen Stellen in der Todeszone.

Alarm geschlagen hat dagegen vor drei Jahren die ukrainische Atomaufsicht: Sie stoppte die Arbeiten am Zwischenlager für festen Atommüll, das unmittelbar neben den stillgelegten Meilern entstehen soll. Generalauftragnehmer für den Bau war der französische Staatskonzern Framatom. Seither streiten sich die Ukrainer mit den Franzosen über die in den Sand gesetzten Euromilliarden. Es heißt, die französischen Ingenieure hätten fehlerhaft geplant. Es heißt allerdings auch: Die Ukrainer hätten die Fehler gern umgesetzt; je länger sich der Rückbau auf dem Areal hinzieht, desto länger haben sie hier schließlich eine Zukunft. (...)

Immerhin wird das Zwischenlager für flüssigen Atommüll pünktlich zum Jahrestag in Probebetrieb gehen. Finanziert von der EU, baute es die Siemens-Tochter Nukem. "Ein Problem weniger", sagt der Generaldirektor. Es bleiben genügend andere. Etwa der neue Sarkophag, wie die Betonhülle über dem explodierten Block 4 genannt wird. "Der Ministerrat hat gerade die Pläne bestätigt, das internationale Ausschreibungsverfahren wird unmittelbar vorbereitet", so Schatzmann - bevor er sich "leider verabschieden" muss: Vor der Tür warten die Abteilungsleiter.

Der Besucher wird den Eindruck nicht los, dass sie alle froh sind, jeden Tag zum Ort des GAU zurückkommen zu dürfen.

Oertel, Barbara, Ausflug in die Todeszone. Nur wer eine Genehmigung hat, kommt näher als 30 Kilometer an den Tschernobyl-Reaktor heran. Immer mehr Touristen buchen inzwischen einen solchen Gruseltrip und treffen hier auf Überlebende, in: die tageszeitung, 22.04.06, S. 3

<http://www.taz.de/pt/2006/04/22/a0108.1/text>

Der Kleinbus stoppt vor dem Schlagbaum. "Kontrollpunkt Disjatki", steht in großen Lettern auf einem Schild. Ein weiteres verkündet: "Stopp! Radioaktivität! Verbotene Zone!" Maxim, Begleiter der Gruppe, reicht dem Wachposten die Pässe und ein offizielles Schreiben des ukrainischen Atomministerium. Der Uniformierte überprüft die Dokumente und wünscht "gute Weiterfahrt".

Dreißig Kilometer von diesem Punkt entfernt ereignete sich am 20. April 1986 der schwerste Unfall in der Geschichte der zivilen Atomkraftnutzung. Um 1 Uhr, 23 Minuten und 40 Sekunden explodierte der vierte Reaktor in Tschernobyl. Das radioaktive Material, das dabei in die Luft geschleudert wurde, kontaminierte vor allem weite Teile der Ukraine und Weißrusslands. Das ukrainische Gesundheitsministerium schätzt, dass 2.646.106 Menschen in der Ukraine an den Folgen des Unfalls erkrankten, unter ihnen 643.030 Kinder.

Mühsam arbeitet sich der Kleinbus auf den verschneiten Wegen vorwärts und erreicht nach zehn Minuten das Dorf Scherepatsch. Zwischen Gestrüpp ducken sich kleine Holzhäuser mit eingeschlagenen Fenstern und schief sitzenden Türen. In einiger Entfernung modern lang gestreckte Stallruinen vor sich hin. Unmittelbar nach der Katastrophe waren aus der Region

um Tschernobyl 151.000 Menschen evakuiert worden, in den folgenden Jahren mussten weitere 210.000 ihre Heimat verlassen. (...)

Vor der Katastrophe lebten in Tschernobyl 12.000 Menschen, heute sind es immer noch zwischen 2.000 und 4.000. Sie arbeiten bei der Feuerwehr, der Miliz, der Gebietsverwaltung, in Geschäften, Wäldern oder der einzigen Bar vor Ort. Maximal zwei Wochen pro Monat dürfen sie sich in der Zone aufhalten.

Auch Maxim pendelt in diesem Rhythmus zwischen Tschernobyl und der 150 Kilometer entfernten ukrainischen Hauptstadt Kiew. Hat er keine Angst? "Ich habe mich daran gewöhnt und tue eben meine Arbeit", sagt er und hält seinen Dosimeter hoch. "Gucken Sie mal", sagt er, "hier ist die Strahlung geringer als in Kiew." (...)

"Nun denn, mit Gott", sagt Pjotr, der Fahrer, und lässt den Motor an. Zwanzig Minuten später stoppt der Bus auf einer etwas erhöht gelegenen Brücke - nur wenige Meter vor der Stadt Pripjat. Zu dieser Brücke liefen die Menschen in der Nacht der Katastrophe vor zwanzig Jahren, um das Feuer im Kraftwerk besser beobachten zu können. Niemand konnte wissen, dass die radioaktive Strahlung auf der Brücke mit am höchsten war.

Hinter einem großen Stein mit der Aufschrift "Pripjat 1970" wartet der nächste Schlagbaum. Wieder kontrolliert ein Wachposten die Ausweise. Dann biegt der Bus in die schnurgerade Hauptstraße, die Uliza Sportivnaja, ein. Aus den verwitterten Häuserblocks starren den Besuchern leere Fensterhöhlen entgegen. "Die Partei Lenins ist die Kraft des Volkes. Sie führt uns zum Sieg des Kommunismus" steht an einer Hauswand. Ein paar Meter weiter zeigt Maxim auf ein flaches, lang gezogenes Gebäude. Der kurze Weg von der Straße führt durch kniehohen Schnee. Direkt vor dem Eingang liegen Scherben. "Mittelschule Nummer III" ist noch zu entziffern. Im Inneren der fensterlosen Räume ist von den schimmeligen Wänden der Putz abgeblättert. In der Turnhalle sind Reste eines Barrens und von Holzbänken zu besichtigen. Maxims Dosimeter rast.

Kurz darauf stoppt Pjotr den Bus auf dem Hauptplatz. Auf dem vereisten Boden liegt eine leere Marlboro-Schachtel. Linkerhand erhebt sich das Hotel Polissija. Ein flaches Gebäude in der Mitte war einst das "Restaurant und Kulturpalast Energetik", hier haben die Kraftwerksarbeiter und ihre Familien ihre Freizeit verbracht. Die einstige Straßenbeleuchtung - metallene Gestänge, von denen Hammer und Sichel baumeln - rostet vor sich hin.

Pripjat war bis zum Tschernobyl-GAU eine Vorzeigestadt in der ukrainischen sozialistischen Sowjetrepublik. Das Durchschnittsalter der 50.000 Bewohner lag bei 28 Jahren, die meisten von ihnen verdienten gutes Geld im Atomkraftwerk. Binnen drei Tagen nach dem Unfall wurden sie alle evakuiert. Die Menschen sollten nur das Wichtigste und Lebensmittel für drei Tage mitnehmen. Anschließend könnten sie wieder zurückkehren, lautete damals die offizielle Auskunft. Doch zurück kam keiner. Pripjat wurde zur Geisterstadt. (...)

Maxim klopft an die Tür einer Holzhütte. Als sie sich öffnet, stürzt ein Huhn heraus. Kurz darauf erscheint die Bewohnerin. Maria Schirlau sieht aus, als sei sie einem Roman von Alexander Puschkin entsprungen. Die kleine Frau ist fast so breit wie hoch und steckt in einem grob gestrickten Wollpullover, einem karierten Rock und Filzstiefeln, den Valenkis. Auf dem Kopf trägt sie ein Tuch. "Treten Sie ein", sagt sie freundlich und entblößt ihre letzten beiden Zähne. Maria Schirlau gehört zu den 350 so genannten Rücksiedlern, die trotz des offiziellen Verbots wieder in die 30-Kilometer-Zone zurückgekehrt sind. In ihrem Dorf Paryschew, fünfzehn Autominuten von Pripjat entfernt, leben außer ihr noch weitere 15 Alte.

In der spartanisch eingerichteten Behausung steht die Luft. "Wo hätte ich denn hingehen sollen", fragt die 75-Jährige. Ein Jahr nach ihrer Evakuierung ist sie wieder in ihr Dorf zurückgekehrt, in dem vor dem Atom-GAU etwa 1.000 Menschen lebten. Zwar habe sie nach der Katastrophe fast alle ihre Zähne verloren. "Aber Angst habe ich keine. Anderswo werden die Menschen auch krank und sterben", sagt sie. Zweimal in der Woche komme jetzt eine Krankenschwester vorbei, genauso oft wie der Bus, der sie und die anderen mit Lebensmitteln beliefere. (...)

Jensen, Annette, Krank und betrogen. Die Weißrussin Lidia Jurassewa hat durch Tschernobyl ihre Heimat verloren, heute lebt sie von einer Hungerrente in Minsk. Andere wohnen wieder in ihrem verstrahlten Dorf, in: die tageszeitung, 22.04.06, S. 2

<http://www.taz.de/pt/2006/04/22/a0111.1/text>

Als die dunkle Wolke kam, haben sich die Frauen in Garbawitschi gefreut. Es war ein ungewöhnlich warmer und trockener April gewesen, die Erde brauchte Wasser. "Viele von uns sind nass geworden. Aber das hat niemanden beunruhigt", sagt Lidia Jurassewa. Schließlich hat jeder auf dem Land ordentliche Gummistiefel. Keine von ihnen hatte schon mal etwas von Radioaktivität gehört. Und auch von dem 150 Kilometer entfernten Atomkraftwerk wussten sie nichts.

Wie an jedem anderen Tag trieben Lidia Jurassewa und ihre 27 Kolleginnen die Kühe der Kolchose in den Stall. Sie schlossen die Melkmaschine an die Euter und kippten Futter in die Tröge - bis einer die gelbe Schmiere auffiel, die sich überall auf Boden und Dächern absetzte. Was das sei, wollten sie von der Betriebsleitung wissen. "Die haben uns erzählt, dass die Kiefern in diesem Jahr besonders viel Pollen produzieren." Doch in der Nähe von Garbawitschi wuchsen gar keine Kiefern. Die Frauen wunderten sich ein bisschen, dachten dann aber nicht weiter darüber nach.

Am Abend fühlte sich Lidia Jurassewa schlapp. Ein paar Kolleginnen meldeten sich krank. Fünf Tage später kamen Soldaten und gruben an einigen Stellen die Erde um. Niemand nannte den Bewohnern einen Grund. Erst als das Fernsehen berichtete, dass es im Kraftwerk Tschernobyl einen Unfall gegeben habe und auch eine Landkarte gezeigt wurde, ahnten die Menschen in Garbawitschi: Der Regen vor ein paar Tagen war kein normaler Regen.

Wenig später traf ein Trupp Veterinäre im Dorf ein. "Sie haben alle unsere Kühe und Pferde getötet", berichtet Lidia Jurassewa und schluckt. Ihr großer Garten, der sie und ihre Familie immer mit Äpfeln, roter Beete und Kohl versorgt hatte, wurde zu einem krank machenden Stück Erde erklärt. Niemand sollte mehr selbst angebautes Gemüse und Obst verzehren.

Noch sechs Jahre lebten die Menschen in Garbawitschi - abhängig von Lebensmittellieferungen. Dann kam der Befehl zur Räumung. "Wir durften nichts mitnehmen." Ihre Holzhäuser mit den Schnitzornamenten rund um die Fenster und die bunt gestrichenen Lattenzäune wurden angezündet. Bulldozer walzten über die verkohlten Reste. Lidia Jurassewas geschwollene Finger trommeln auf einen abgewetzten Küchentisch, der im sechsten Stock eines Minsker Hochhauses steht. Ihre Gewohnheit, auch zu Hause ein Kopftuch zu tragen, hat sie beibehalten. "Sie hatten uns neue Möbel und einen Kühlschrank versprochen", sagt sie. "Nichts, rein gar nichts, haben uns die Behörden gegeben", stößt sie hervor. Kurz blitzt es in den Augen der heute 59-Jährigen, die sonst eher müde und resigniert wirkt. (...)

Von den 27 Frauen, mit denen sie im Stall gearbeitet hat, sind bis auf eine alle gestorben. Auch Lidia Jurassewas Tochter ist tot. Nun wohnen deren beiden Kinder bei der Großmutter. Der 15-jährige Anatol hat seit der Geburt einen Herzfehler und einen krummen Rücken. Er ist schwach und darf sich beim Sport nicht anstrengen. Seine Schwester hat starke Magen- und Darmprobleme.

Lidia Jurassewas Herz und Nerven sind angegriffen, und sowohl Rücken als auch Beine machen ihr Probleme. Erst vor kurzem war sie wieder für zwei Wochen im Krankenhaus. Sie brauche Infusionen, hat der Arzt gesagt. "Aber bei uns bekommt man nur Medikamente, wenn man sie bezahlen kann." Weil ihre Waden und Füße geschwollen sind, läuft Lidia Jurassewa zu Hause barfuß herum. An manchen Tagen humpelt sie nur bis zur Küche und zur Toilette - vorbei an den Kalenderblättern mit den filigranen Ballerinas des Bolschoitheaters, die sie auf die speckige Flurtapete geklebt hat. Die meiste Zeit liegt sie in ihrem formlosen Kittelkleid im Bett, starrt auf einen Wandteppich mit Hirschen oder zum Fenster, hinter dem es nichts zu entdecken gibt als Hochhäuser und baumlose Wiesen. "Niemand hier braucht uns." (...)

Ortswechsel. Sawitschi liegt 35 Kilometer von Tschernobyl entfernt, unmittelbar neben der Todeszone. Die Scheiben fast aller Häuser sind zerbrochen. Bäume und Büsche drängen sich ans Mauerwerk, als ob sie die Fremdkörper in ihrer Mitte wegdrücken wollten. 20 Jahre ist es her, dass die 1.500 Einwohner abtransportiert wurden. Doch anders als in Garbawitschi setzten die Behörden hier keine Bulldozer ein. So ragt heute zwischen Dutzenden Ruinen das alte Haus von Wiktor und Antonia Zerlujko hervor. Die Fensterrahmen haben sie akkurat mit blau-roten Mustern verziert, vorm Eingang blühen Studentenblumen, und in einem lauschigen Eckchen neben dem Apfelbaum steht eine überdachte Koje, die im Sommer als luftige Schlafgelegenheit dient. Im Auslauf hinterm Haus scharren ein paar Hühner, das Schwein beschnüffelt ein Häufchen Kartoffelschalen. Nur fünf Monate waren Wiktor und Antonia fort, damals im Herbst 1986. "Mitten in der Ernte hieß es plötzlich: Alle weg hier", erinnert sich der 65-Jährige und schiebt seine aus Zeitungspapier gebastelte Mütze aus der Stirn. Die beiden kamen in einem Ort nördlich von Gomel unter, wo Wiktor einen Job als Elektriker fand. Doch schon nach ein paar Tagen hatten sie Heimweh. Und als Wiktor wegen einer gebrochenen Hand nicht arbeiten konnte und der Chef sie aus der kostenlosen Werkswohnung schmeißen wollte, stand für die Eheleute fest: Wir gehen zurück. Bei 40 Grad minus schlugen sie sich nach Sawitschi durch. Zwar hatte die Miliz das Gebiet abgesperrt. Doch zum Glück arbeitete dort auch ein Freund - und es gab keinen Ärger.

Angst vor der Radioaktivität haben die beiden nicht. "Man sieht ja nichts, deshalb vergisst man es." Ob die Kartoffeln und rote Beete aus dem Garten belastet sind, haben sie nie überprüfen lassen. Und Pilze essen sie beide nicht gern.

Bald nach der Rückkehr fand Wiktor eine Anstellung als Maschinist in einer 25 Kilometer entfernten Kolchose; zwei Jahre lang zahlte die wegen der radioaktiven Belastung sogar doppelten Lohn. Antonia kümmerte sich um Schweine, Hühner und den Garten - und, nachdem die Tochter gestorben war, auch um die beiden halbwüchsigen Enkel.

Obwohl das Dorf offiziell geräumt war und die staatlichen Messkarten bis heute extrem hohe Cäsiumwerte aufweisen, kam nach einer Weile sogar wieder der Schulbus. Zum 10. Tschernobyl-Jahrestag stattete sogar Staatspräsident Alexander Lukaschenko dem Ort einen Besuch ab. "Es war ein angenehmes Gespräch", erinnert sich Wiktor und bedauert, dass es das Staatsväterchen wohl kaum schaffen wird, zum 20. Jubiläum noch einmal in Sawitschi vorbeizuschauen. "Er hat ja so viele Sorgen und muss sich um vieles kümmern."

Dass Wiktor starken Bluthochdruck hat und im letzten Monat schon wieder mit starken, undefinierbaren Bauchschmerzen vom Notarzt abgeholt werden musste - nein, das habe wohl kaum etwas mit Tschernobyl zu tun. "In unserem Alter gibt es keine gesunden Menschen", ist er überzeugt. Und auch Antonia will den Unfall vor 20 Jahren nicht so wichtig nehmen. "Wir fühlen kaum, dass so viele Häuser leer stehen", sagt die 60-Jährige, während sie vor dem Haus auf der Bank sitzt und die staubige Straße hinunterblickt. Sicher, früher gab es oft einen spontanen Plausch am Gartenzaun. Aber zum Glück besitzt ja heute fast jeder Telefon. So hält Antonia Kontakt zu ihrer alten Nachbarin. Die lebt in Kiew. In einem Hochhaus.

Bartels, Gerrit, Strahlender Feind. "Für mich ist Tschernobyl das wahre Symbol des Endes der Sowjetunion": "Nahaufnahme", die Bilder des moldawischen Fotoreporters Igor Kostin über das Reaktorunglück in Tschernobyl und die Folgen, in: die tageszeitung, 22.04.06
<http://www.taz.de/pt/2006/04/22/a0174.1/textdruck>

Als Igor Kostin am Morgen des 26. April 1986 in Kiew durch das Klingeln des Telefons aus dem Schlaf gerissen wird, ist er nicht weiter überrascht. Als Fotoreporter für die russische Presseagentur Nowosti ist er das gewohnt. Er denkt sich auch nicht viel dabei, als der Anrufer sagt: "Igor, im Kernkraftwerk Tschernobyl hat es heute Nacht gebrannt."

Doch es ist dies der Tag, der das Leben des 1936 in den Weinbergen Moldawiens geborenen Igor Kostin so entscheidend beeinflussen wird, dass er später sagt: "Diese Katastrophe hat meine Werte gewandelt. Sie hat mich gereinigt, geläutert. Nach Tschernobyl war ich wie neugeboren."

Das klingt pathetisch, aber der jetzt im Kunstmann Verlag erschienene Fotoband "Nahaufnahme" (unter Mitarbeit von Thomas Johnson, übersetzt von Claudia Kalscheuer, 240 S., 24,90 €) dokumentiert, dass sich Kostin mit der Tschernobyl-Katastrophe bis zum heutigen Tag beschäftigt hat. Kostin macht seine ersten Bilder am Tag des Unglücks aus dem Hubschrauber heraus. Schon nach wenigen Minuten blockiert seine Kamera. Die zwanzig Fotos, die er schießt, sind alle schwarz, als er sie entwickeln will - bis auf eines, das erste, das wohl durch die Spule geschützt war. Es ist dieses das einzige existierende Foto vom Tag des Unfalls selbst. Ansonsten bleibt Kostin die Erinnerung: "Das Dach des vierten Reaktors, eine 3.000 Tonnen schwere Stahlbetonplatte, ist von der Explosion weggerissen worden, umgeklappt wie ein Pfannkuchen. Auf dem Grund der Ruinen erkennt man nur schwach den rötlichen Schein des schmelzenden Reaktorkerns." Kostin reist in der Folge regelmäßig nach Tschernobyl. Er beobachtet die "Liquidatoren", die radioaktiven Schutt wegräumen, dokumentiert den Bau des Sarkophags, und er kommentiert in "Nahaufnahme" mit seinen Bildern und mehreren Texten den "totalen Krieg im Kampf gegen den Feind Radioaktivität". (...)

Oestreich, Heide, Dann kam die Wut. Frauen nahmen den Atom-GAU anders wahr als Männer, sagt Soziologin Irmgard Schultz, in: die tageszeitung, 22.04.06, S. 10

<http://www.taz.de/pt/2006/04/22/a0161.1/text>

taz: Frau Schultz, in den Protestveranstaltungen nach Tschernobyl traten massiv Frauen und Mütter auf. Noch 1987 wurden 1.500 Frauengruppen gegen Atomkraft in Deutschland gezählt. Sie haben damals AktivistInnen in Hessen befragt. Hatten Männer keine Angst vor verseuchter Milch?

Irmgard Schultz: Die Männer hatten sicher ebenfalls Angst. Allerdings haben vor allem Frauen ihre Betroffenheit laut artikuliert. Dann kam dazu die Wut, als Frauen - als Eltern - Folgen einer unverantwortlichen Energiepolitik bewältigen zu sollen. Daher auch der Slogan "Früher Trümmerfrauen - Heute Strahlenfrauen".

Die Politik hat vor allem mit Beschwichtigungen reagiert. Gab es tatsächlich so etwas wie Desinformation?

Das Krisenmanagement lag bei den Bundesländern. Die haben völlig unterschiedliche Grenzwerte kommuniziert, etwa für die Belastung der Milch. Das war verwirrend und unglaubwürdig. In Hessen wollten Mütter- und Elterninitiativen, dass das verstrahlte Gras wie in Schweden als Sondermüll gelagert wird. Stattdessen wurde kontaminiertes Gras mit unverstrahltem gemischt, um die Grenzwerte einzuhalten. Die Initiativen kritisierten, dass sich diese Grenzwerte an gesunden erwachsenen Männern orientieren, die natürlich auch nicht schwanger sind. Dann wurde aber bekannt, dass die Strahlung Embryonen besonders schädige. Und es gab in der Tat Frauen, die aus Angst abgetrieben haben.

Die Frauen hätten hysterisch reagiert, hieß es oft. Waren sie hysterisch?

Das ist der zentrale Begriff, mit dem speziell Frauen in der Geschichte als nicht ganz normal abstempelt wurden. Der Begriff dient zur Denunziation von Frauen, nur von Frauen. Den

sollten wir streichen. Die Frauen haben Emotionen ausgedrückt, was im öffentlichen Raum verpönt ist. Klar gab es Abwehrreaktionen.

Frauen stehen laut Umfragen Risikotechnologien generell skeptischer gegenüber als Männer. Verdrängen Männer mögliche Folgen nur besser, weil sie weniger konkret damit befasst sind?

Sie sind auch konkret damit befasst, reagieren aber überwiegend anders. Eine Studie über das Risikoverhalten nach Lebensmittelvergiftungen zeigt, dass auch junge Frauen, die noch wenig mit Haushalt und Familie zu tun haben, ein anderes Risikobewusstsein haben als Männer. Sie vergrößern das Risiko eher und versuchen es dann zu vermeiden, während die Männer, die ebenfalls eine Lebensmittelvergiftung erlebt hatten, mögliche Ernährungsrisiken bagatellisieren. Das ist im Straßenverkehr ähnlich. Das scheint tatsächlich ein kultureller Geschlechtsunterschied zu sein.

Ist es auch eine Machtfrage? Wer meint, er habe alles im Griff, hat vor den Folgen weniger Angst, als jemand, der wenig Einfluss ausüben kann und sich deshalb leichter ausgeliefert fühlt, oder?

Auch dazu gibt es Forschungen. In den USA hat man festgestellt, dass die weißen Männer, die den meisten Einfluss haben, am wenigsten risikosensibel waren. Weiße Frauen und schwarze Männer waren ungefähr auf einer Stufe, und am vorsichtigsten waren die schwarzen Frauen. Dies wird daraus erklärt, dass die schwarzen Frauen am wenigsten das Gefühl haben, etwas am Risiko ändern zu können. Wichtig ist also die Gestaltungsmacht und der Zugang zu Ressourcen, beispielsweise zur Mobilität. Nach der Tschernobyl-Katastrophe haben sich Wohlhabende zum Teil mit ihren Kindern auf wenig kontaminierte Inseln in Sicherheit gebracht und dort einige Wochen abgewartet.

(...)

REM, Explosion um 1.23 Uhr. Versagen des Personals, Konstruktionsmängel und das Sowjetsystem sind als Ursachen für den Super-GAU identifiziert worden. Erst die Schweden durchbrachen das Schweigen, in: die tageszeitung, 22.04.06, S. 4, <http://www.taz.de/pt/2006/04/22/a0118.1/text>

Jensen, Annette, Die Vereinten Nationen lügen. Berichte über die Folgen des Unfalls in Tschernobyl weisen eklatante Fehler auf und verschleiern das wahre Ausmaß der Katastrophe. Das hat System, in: die tageszeitung, 22.04.06, S. 5-6 <http://www.taz.de/pt/2006/04/22/a0120.1/text>

Jensen, Annette, Bis zu 60.000 Tote erwartet. Ein Experte versucht die Opferzahlen von Tschernobyl zu kalkulieren: Anhand der "Kollektivstrahlendosis" in einer bestimmten Region, in: die tageszeitung, 22.04.06, S. <http://www.taz.de/pt/2006/04/22/a0131.1/text>

Zumach, Andreas, Ein teuflischer Pakt. Die skandalöse Verharmlosung der Tschernobyl-Folgen durch IAEA und WHO basiert auf einem Abkommen aus dem Jahre 1959, in: die tageszeitung, 22.04.06, S. 6 <http://www.taz.de/pt/2006/04/22/a0139.1/text>

Bensmann, Marcus, Ein tödlicher Dienst. Lange waren die Krankheiten der kasachischen Tschernobyl-Veteranen Staatsgeheimnisse, in: die tageszeitung, 22.04.06, S. 8

<http://www.taz.de/pt/2006/04/22/a0150.1/text>

Falloutforscher mit Pinzette. Im Nieselregen suchte der Jagdfunktionär Bernd Stegmaier im Frühjahr 1986 nach der Schilddrüse eines Rehs. Später fragte er sich, warum es so viel Tierfutter mit Wild zu kaufen gab, in: die tageszeitung, 22.04.06, S. 9

<http://www.taz.de/pt/2006/04/22/a0147.1/text>

Reimer, Nick, Der Sarg ist undicht. Wie viel Kernbrennstoff sich noch in dem Havariereaktor befindet, ist unklar. Klar ist, dass Wasser hineinläuft, in: die tageszeitung, 22.04.06, S. 12

<http://www.taz.de/pt/2006/04/22/a0169.1/text>

Weitere Artikel:

<http://www.taz.de/pt/2006/04/22.1/ressort.q.TAZ.re.sw>

Schlandt, Jakob, Alarm in Schwabing. Wie ein Siebenjähriger in München die Tschernobyl-Panik erlebte, in: Berliner Zeitung, 22.04.06, S. M03

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0422/magazin/0004/index.html>

Norhausen, Frank, Ein Geschmack von Metall. Wladimir Usatenko arbeitete als Katastrophenhelfer in Tschernobyl direkt am geschmolzenen Reaktor - er hat überlebt, viele andere nicht, in: Berliner Zeitung, 22./23.04.05, S. 3

http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/seite_3/544288.html

Wladimir Usatenko sieht nicht aus wie ein Strahlenopfer. Zu diesem Bild trägt sein freundliches Lächeln bei. Er lächelt selbst dann noch, als er von seinen 22 Krankheiten erzählt. Usatenko leidet an Kreislaufproblemen, Magengeschwüren, stetigen Kopfschmerzen. Er sagt, dass ihm vier Jahre nach dem Einsatz alle Zähne ausfielen. "Ich konnte sie einfach aus dem Mund nehmen." Usatenko ist Mitte Fünfzig. Er trägt jetzt ein Gebiss.

Wladimir Usatenko war Liquidator am Atomkraftwerk Tschernobyl in der Ukraine - im Herbst 1986, ein halbes Jahr nach jenem 26. April, als sich dort eine atomare Explosion mit der Strahlung von mehreren tausend Hiroshimabomben ereignete. Liquidatoren nannte man jene Katastrophenhelfer, die am geborstenen Reaktorblock 4 den hochradioaktiven Schutt aufräumen mussten. Sie wurden ständig ausgetauscht, weil ihre Lebenserwartung an diesem Ort gering war, dort in der Strahlenhöhle. Liquidator, das ist ein Beruf, den es erst seit Tschernobyl gibt.

Sie waren dreizehn Mann in seiner Gruppe. Dreizehn Reservisten der sowjetischen Armee, sie blieben 62 Tage im Einsatz. Usatenko bekam als Unteroffizier ein Dosimeter, das die Strahlung maß. An einem Tag, erinnert er sich, waren es 50 Millisievert, das Zweieinhalbfache der erlaubten Jahresdosis in deutschen Atomkraftwerken. Aber das Dosimeter bekam Usatenko nur für jene drei Minuten, in denen sie am Reaktor arbeiteten. Zuvor mussten sie warten, 40 Minuten, manchmal zwei Stunden lang, in einem Nebenraum. "Keiner hat gemessen, wie viel Strahlung uns dort traf."

Man sagt, Strahlung sei unsichtbar und nicht zu spüren. Aber in Tschernobyl war alles anders. "Ich konnte die Strahlung in allen Organen meines Körpers fühlen", sagt Usatenko. Ein Stechen in den Augen, einen metallischen Geschmack im Mund, Schweißausbrüche trotz klirrender Kälte. Bei einer hohen Dosis wurde die Haut erst rot, dann schwarz. Dann warf sie Blasen. "Das ging durch die Schuhe, durch die Jacke. Einmal habe ich mir die Arme furchtbar verbrannt", sagt er.

Wladimir Usatenko ist nach Berlin gekommen, um an einem Kongress atomkritischer Wissenschaftler über die Folgen der Katastrophe teilzunehmen. Dort stellte er fest, dass die Regierung seines Landes alles herunterspielt, ebenso wie die Internationale Atomenergiebehörde IAEA in Wien. Dass die Zahl der Toten schon jetzt weit höher liegt als jene 9 000, die man offiziell zugibt. Er sagte: "Tschernobyl, das war eine globale Katastrophe."

Usatenko sprach in Berlin nicht nur als Liquidator. Er sprach auch als ehemaliger Abgeordneter und langjähriger Chef der Tschernobylkommission des ukrainischen Parlaments, für das er als Berater tätig ist. Er hat dort an vielen Gesetzen zum Strahlenschutz und zur Sicherheit der Atomanlagen mitgewirkt. "Schöne Gesetze", sagt er, "aber fast nichts davon wurde umgesetzt." Er kämpft weiter. Der Mann, der dem Tod so nahe war, sagt: "Tschernobyl ist mein Leben geworden".

Als man ihn in die Todeszone schickte, wusste Wladimir Usatenko bereits einiges über Strahlenunfälle. Zu der Zeit, als der Reaktor in die Luft flog und der radioaktive Niederschlag Weißrussland, die Ukraine und Südrussland verseuchte, arbeitete er als Ingenieur in einem Kombinat bei Charkow im Osten der Ukraine. Dort war er im Juli 1972 dabei, als eine brennende Gasquelle mit einem nuklearen Sprengsatz gelöscht wurde. Feuer mit Atombomben zu bekämpfen war in Russland nicht unüblich, trotzdem ist wenig darüber bekannt. "Irgendetwas ging schief", sagt Usatenko, "wir wurden verstrahlt. Und ich hatte erstmals diesen metallischen Geschmack im Mund."

Mitte Oktober 1986 erreichte ihn der Einberufungsbefehl für Tschernobyl. Er hatte zwanzig Stunden, um sich von der Familie zu verabschieden. Die neuen Liquidatoren wurden dann in eine Zeltstadt bei dem evakuierten Dorf Rudnaja Weresnaja, 13 Kilometer vom Reaktor entfernt, in die verseuchte 30-Kilometer-Zone gebracht. Usatenko sagt immer Zone für das umzäunte Sperrgebiet. Das klingt geheimnisvoll, es klingt aber auch nach Welt der Toten. Als Todgeweihte, so hätten sie sich auch gefühlt, sagt er.

Etwa 700 Mann wurden in Rudnaja Weresnaja untergebracht. Im gesamten Gebiet waren ständig 30 000 Liquidatoren beschäftigt. "Es war ein Gewimmel von Menschen und Fahrzeugen", erzählt Usatenko. Zwei Tage nach der Ankunft wurde seine Gruppe erstmals zum Einsatz gefahren. "Immer im Laufschrift, und zwar schnell!" hieß es dort. In einem Nebengebäude des zerstörten Kraftwerks mussten sie sich einen Spind auswählen. Jeder bekam Hose, Jacke, Kapuze und Maske aus Stoff, Gummistiefel, Handschuhe. Das war alles. Keine Bleischürzen, selten einmal Gasmasken.

Dann liefen sie hinüber zum Reaktorgebäude. Zu Punkt 14, so hieß das. Es gab schlechte und sehr schlechte Punkte. Sehr schlechte Punkte hatten extrem hohe Strahlung. Wie sich zurechtfinden in diesem Gelände, das einem Minenfeld glich? "In heißer Strahlung überlebt man kaum eine halbe Stunde", sagt Usatenko. "Also muss man heiße Punkte meiden." Was zum Überleben nötig war, lernten die Neulinge von den Alten. Sie warnten sich. Sie legten in ihrem Kopf Landkarten der Strahlung an. Alles ging nach Erfahrung.

Punkt 14 befand sich im aufgerissenen Reaktorblock, nahe dem geschmolzenen Kern, vierter Stock, rund zwanzig Meter über der Erde. Sie kamen in einen kleinen Raum, der mit Bleiplatten abgeschirmt war. Dort saß ein Ingenieur vor Monitoren. Er erklärte ihnen die Route. "Wir mussten im Laufschrift in den Reaktorraum, wo Kabel, Metallteile, Trümmer herumlagen - alles noch wie nach der Explosion." Ihr Auftrag war es, eine Mauer zwischen den Reaktoren 3 und 4 zu bauen, damit der dritte Reaktor wieder ans Netz gehen konnte. "Wir rannten also los, die einen trugen Wasser, die anderen Mörtel, die nächsten verlegten die drei Ziegel, die sie in der Hand trugen. Dann rannten wir zurück. Alles in drei Minuten." Später mussten sie einen Raum "säubern", wie das genannt wurde. Oder Balken für den Sarkophag sägen, die Betonhülle, die den zerstörten Reaktor abschotten sollte.

Kam ihnen ein Auftrag sinnlos vor, führten sie ihn nicht aus. Überwachungskameras machten sie unbrauchbar. Niemand wagte, ihnen zu drohen. "Wir lernten, uns vor Strahlung zu schützen - und vor dummen Befehlen", sagt Usatenko. "Im Grunde waren alle Pläne unbrauchbar. Also haben wir Liquidatoren bestimmt, was getan wurde. Wir haben die Unfallstelle abgesichert. Wir, das Fußvolk - nicht die Chefs."

Hunderte Liquidatoren starben trotzdem schon in den ersten Monaten, sagt Usatenko. Nicht nur durch die Strahlenkrankheit. Sie wurden von Bauteilen erschlagen, die Fahrer knallten mit ihren Lastwagen gegen Bäume, sie stürzten von Brücken, weil sie die Schmerzen nicht ertrugen, weil ihnen die Augen tränten, die Ohren dröhnten. Usatenko sah Kollegen Blut spucken und tot umfallen.

Nach der Arbeit wurde stundenlang geduscht, erst kalt, dann warm. Alles war kontaminiert. Die LKW, die Wege, jeder Schuh, jedes Hemd, jede Hose, jedes Stück Papier. Usatenkos Frau erzählte, dass sie, wenn sie einen Brief von ihm erhielt, Ausschlag bekam. Einmal in der Woche mussten die Liquidatoren ihre Schlafdecken aufhängen und den strahlenden Staub herausklopfen. Wie sie das alles ertrugen? Es war die Gemeinschaft, die sie zusammenschweißte. Keiner rechnete damit, länger als ein, zwei Jahre zu leben. Sie entwickelten eine Art Galgenhumor. Sie sangen: "Den Acker pflügt ein Traktor, dahinter brennt ein Reaktor. Verdammte sei die Partei." Einige wurden wahnsinnig, einige verübten Selbstmord. Manchmal hatte auch Usatenko Angst, abends im Zelt, "wenn alle husteten, und man lag allein da mit seinen Gedanken. Das war furchtbar."

Von den bis zu 900 000 Liquidatoren seien die meisten inzwischen schwer erkrankt oder tot, sagt Usatenko. Viele Schicksale sind ungeklärt. Messgeräte wurden manipuliert oder es gab sie gar nicht erst. Strahlenkranke wurden abtransportiert und in die Militärkliniken des Landes verteilt. Viele offizielle Daten seien in Moskau verschwunden, sagt Usatenko: "Man hat das Chaos nach dem Ende der Sowjetunion genutzt, um die tatsächlichen Auswirkungen zu vertuschen."

Fast alle 360 000 ukrainischen Liquidatoren sind zumindest namentlich erfasst worden. Man hat sie als Helden gefeiert, aber es war für sie schwer, wie Usatenko als Opfer anerkannt zu werden. Inzwischen müssen viele nicht nur mit tödlichen Krankheiten leben, sondern auch mit der Missgunst jener, die ihnen ihre kleinen Vergünstigungen, rund hundert Euro monatlich, neiden. Die Ukraine ist ein armes Land.

"Fast alle der noch lebenden Liquidatoren müssten eigentlich als Schwerbehinderte gelten", sagte die Kiewer Neurologin Angelika Nyagu auf dem Berliner Kongress. Aber ob ihre Kopfschmerzen, Herzinfarkte oder Magengeschwüre etwas mit Tschernobyl zu tun hätten, wer könne das schon sicher sagen?

Immerhin, es gibt Fakten: Mehr als 100 000 ukrainische Liquidatoren sind als Invaliden anerkannt. Etwa 34 000 sind vorzeitig gestorben. 17 400 Familien erhalten eine so genannte Liquidatorenrente, weil der einzige Ernährer der Familie tot ist. Sie starben an Krebs, an Herzversagen, an Immunschwäche oder am Tschernobyl-Syndrom: rapider Alterung. Hirnerkrankungen sind häufig, auch Selbstmorde. All diese Zahlen stellen die offiziellen Verlautbarungen sehr in Frage.

Wladimir Usatenko sagt, er wundere sich jeden Tag, dass er noch am Leben sei. Er durfte damals nach Hause, als er die festgelegte Strahlenhöchstdosis erreicht hatte. Seitdem war er auf vielen Beerdigungen, kürzlich sind wieder zwei Schicksalsgefährten im Alter von 53 und 55 Jahren gestorben. Usatenko ist seit drei Jahren Frührentner. Er sagt, Tschernobyl sei nur mit einem Krieg zu vergleichen, wegen der tausende Jahre menschlichen Lebens, die der Unfall gekostet habe und die er noch kosten werde.

In der Sowjetunion gab es den Spruch, ein Atomkraftwerk sei eine Atombombe, die Strom liefert. "Aber wäre damals eine Atombombe gefallen", sagt Usatenko, "hätten wir alles längst gereinigt und würden dort wieder Häuser bauen. Wie die Japaner in Hiroshima."

Es gibt in Tschernobyl drei weitere, inzwischen abgeschaltete Reaktorblöcke. Darin lagern noch Tausende Brennstäbe, ganz abgesehen vom Strahlenschrott im Block 4 unter dem morschen Betonsarkophag. Jeden Tag fahren 3 800 Ingenieure und Arbeiter in die Zone und bewachen die Ruinen. "Und was machen diese Leute?" fragt Usatenko. "Nun, sie plündern, was nicht niet- und nagelfest ist." Schon vor sieben Jahren sei ein Arbeiter verhaftet worden, der sieben Kilo Gold aus den Reaktor-Steuerungsanlagen gelötet hatte. "Wenn wieder etwas passiert, kann man nichts dagegen tun, dann gibt es keine Notsysteme mehr", sagt Usatenko. Er hat in dieser Sache an die Regierung geschrieben. Geschehen sei nichts.

Zuletzt war Wladimir Usatenko vor einem Monat in der Zone. Er hat dort oft Ausländer zu Orten geführt, die sonst niemand zu sehen bekommt. Zu den Gruben und Sümpfen, in denen der radioaktive Müll verrottet. Zu den verstrahlten Dörfern, in die einige alte Leute zurückgekehrt sind. Er will der Welt sein Tschernobyl zeigen, solange er das noch kann. Als Warnung. "Dieser verdammte Reaktor", sagt er. "Der wird hier noch strahlen, wenn es keinen einzigen Menschen mehr auf der Erde gibt."

Mäder, Alexander, Wie sicher ist sicher? Eine Kernschmelze ist in modernen Atomkraftwerken unwahrscheinlich. Doch die Technik lässt sich noch verbessern, in: Berliner Zeitung, 21.04.06, S. 13

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0421/wissenschaft/0001/index.html>

Nach der Explosion im vierten Reaktorblock Tschernobyls erhitzte sich der verbliebene Brennstoff auf zweitausend Grad Celsius. Leichte Substanzen wie Xenon und Jod verdampften, der Rest schmolz und wälzte sich durch die Korridore unterhalb des Reaktors. Die zähflüssige Kernschmelze fraß sich in den Beton und vermischte sich mit dem Blei und Sand, die aus der Luft abgeworfen wurden, um die Katastrophe einzudämmen. Erst am 6. Mai 1986, zehn Tage nach der Havarie, gelangten keine radioaktiven Stoffe mehr in die Umwelt.

Im finnischen Olkiluoto - und vielleicht auch im französischen Flamanville - sollen in einigen Jahren moderne Atomkraftwerke in Betrieb genommen werden, in denen ein solches Szenario ausgeschlossen ist. Diese Meiler werden über einen so genannten Aschenbecher verfügen. Das ist eine Schale unterhalb des Reaktors, die im Fall des Falles den geschmolzenen Brennstoff auffängt. Die Kernschmelze soll dort schnell auf eine 170 Quadratmeter große Fläche verteilt und dadurch ausgekühlt werden. Die oberste Schicht der Betonschale wird sich auflösen, sie heißt daher auch Opferschicht. Doch das Material darunter soll der aggressiven Schmelze standhalten. Von unten wird die Schale zusätzlich mit Wasser gekühlt. (...)

Im französischen Atomforschungszentrum Cadarache wird beispielsweise mit einer Ersatz-Schmelze, die nur leicht radioaktiv ist, ausprobiert, welcher Bodenbelag nach einem Unfall den größten Schutz bietet. Für den EPR haben sie empfohlen, Beton mit Eisenoxid zu mischen. Doch Stephan Kurth hält diese Experimente noch nicht für ausreichend. Zum Beispiel sei ungeklärt, wie viel explosives Wasserstoffgas beim Auffangen der Kernschmelze entsteht.

Bei der deutsch-französischen Firma Areva, die den EPR baut, ist man anderer Meinung. Eine Explosion des Wasserstoffs habe man beim Design des Reaktorgebäudes berücksichtigt. "Wir sehen keine offenen Punkte", sagt Ulrich Krugmann, der die Sicherheitstechnik des Kraftwerks mitentwickelt hat. Durch Experimente sei gut abgesichert, dass das Eisenoxid im Beton die Schmelze kühle und auch dünnflüssiger mache, damit sie sich besser in der Auffangschale ausbreitet.

Im Forschungszentrum Karlsruhe bedauert man indes, bei diesen Experimenten nicht teilnehmen zu können. In Deutschland werden solche Forschungsprojekte seit einigen Jahren nicht mehr öffentlich gefördert. "Sollte diese Politik fortgesetzt werden, droht Deutschland seine Spitzenstellung in der Kernforschung einzubüßen", warnt Joachim Knebel, der in Karlsruhe die nukleare Sicherheitsforschung leitet. (...)

Bei dem Unternehmen Areva sieht man die Lage weniger dramatisch als im Forschungszentrum Karlsruhe. Zusammen mit dem Forschungszentrum Rossendorf bei Dresden haben die Areva-Mitarbeiter zum Beispiel die Verteilung des Elements Bor im Kühlkreislauf eines Kraftwerks untersucht. Bor soll beim abgeschalteten Reaktor verhindern, dass plötzlich Kettenreaktionen beginnen. Allerdings kann es vorkommen, dass das Element an einigen Stellen eine zu geringe Konzentration aufweist. Die Schlussfolgerungen aus den Versuchen würden nun in die Störfallhandbücher der Anlagenbetreiber eingearbeitet, sagt Bernhard Brand von Areva.

Mit den alten Meilern vom Typ Tschernobyl lassen sich moderne Atomkraftwerke nicht vergleichen. Das Unfallrisiko war bei den Anlagen sowjetischer Bauart deutlich größer. Wenn dort das Kühlwasser verdampfte, wurden weniger herumfliegende Neutronen absorbiert. Diese Elementarteilchen konnten daher weitere Atomkerne spalten. Als man am 26. April 1986 das Kühlsystem abschaltete, um die Notfallmaßnahmen zu testen, waren die Umstände so ungünstig, dass es - wie Fachleute sagen - zur Leistungsexkursion kam. Der Reaktor produzierte mehr als das Hundertfache der normalen Wärme. Dadurch verdampfte das Kühlwasser schlagartig und erzeugte so viel Druck, dass der Reaktor explodierte.

Atomkraftwerke dieses Typs wurden nur auf den Gebieten Russlands, Litauens und der Ukraine gebaut. (...)

Der Vorsitzende der deutschen Reaktorsicherheitskommission, Michael Sailer, beschreibt den Bericht jedoch als Einigung auf niedrigem Niveau. Selbst der alte Meiler Biblis A erfülle alle von Wenra geforderten Sicherheitsmaßnahmen. Zum Beispiel habe man darauf verzichtet, von allen Kraftwerksbetreibern zu verlangen, dass bei einem Leck keine Radioaktivität nach Außen gelangt, sagt Sailer. "Dabei wird das doch seit 1986 als wichtig angesehen."

Sailer befürwortet auch ein modernes System zur Notkühlung. (...)

Trotz solcher Verbesserungen hält das Ökoinstitut auch den Betrieb des EPR für riskant. Dort sei eine Kernschmelze infolge mangelnder Kühlung so wahrscheinlich wie bei den zuletzt gebauten Atomkraftwerken in Deutschland. Auch bei Areva spricht man nur von einer Weiterentwicklung bewährter Reaktoren. Bei Kraftwerken dieses Typs, kritisiert das Ökoinstitut, könne man sich im Notfall nicht damit behelfen, den Reaktor einfach abzuschalten. Denn der Brennstoff produziert dann noch weiter Wärme und muss gekühlt werden. Allerdings sei das Kühlsystem nach dem Abschalten des Reaktors nicht mehr so sicher wie im normalen Betrieb.

Ulrich Krugmann von Areva hält solche Bedenken für übertrieben. Zu einer Kernschmelze in einem Reaktor komme es statistisch betrachtet einmal in zehn Millionen Jahren. Es sei nicht sinnvoll, noch kleinere Wahrscheinlichkeiten anzustreben, sagt er.

Noch schwerer zu kalkulieren als das Versagen von Maschinen ist der Faktor Mensch. Im Rahmen eines von der Daimler-Benz-Stiftung geförderten Projekts wurden in den vergangenen Jahren Störfälle untersucht, die auf Fehler des Personals zurückgehen. In etwa zehn Prozent dieser Fälle, stellte die japanische Gastwissenschaftlerin Ryoko Fukuda an der Technischen Universität München schlicht Kommunikationsprobleme fest. (...)

Ein extremes Beispiel für menschliches Versagen ist die Havarie in Tschernobyl. "Die für den Reaktorunfall entscheidenden Ursachen waren bereits Jahre vor dem Unfall bekannt", heißt es in einem Bericht der deutschen Gesellschaft für Reaktorsicherheit (GRS) aus dem Jahr 1996. Während des Sicherheitschecks habe man versucht, den Effekt des verdampfenden Kühlwassers zu kompensieren. Hätte man sich dabei an die eigenen Vorschriften gehalten, so die GRS, wäre es nicht zur Explosion gekommen.

Berichte und Bilder zur Reaktorexpllosion in Tschernobyl:

www.grs.de/top_themen/reaktorsicherheit_in_osteuropa/tschernobyl/unfall_26_april_1986.html

Laske, Karsten, Die Welt am Draht. In den DDR-Medien war Tschernobyl auch ein Anlass, vorsichtig auf Distanz zu Gorbatschow zu gehen, in: Freitag, 21.04.06

<http://www.freitag.de/2006/16/06160502.php>

So schön konnte es also sein, das Leben! Die Sektf flasche, auf die die bunten Maßbandschnipsel aufgeklebt waren, wurde geköpft. Alles jubelte, schrie. Unser Glück musste in die Welt hinaus, jeder sollte es hören. Wir passierten das Tor ein letztes Mal, und zwar in die richtige Richtung: nach draußen; und in den richtigen Klamotten: zivil. Wir siezten uns und sprachen uns mit "Herr" an. Wir waren davongekommen. Wir hatten keinen Finger eingebüßt an der Panzerluke, keinen Schuss abgegeben auf irgendein Lebewesen, wir

hatten die Manöver überlebt und mussten keinen Tag nachdienen. 18 Monate waren wir feldgrau gewesen, Duckmäuser auf Befehl. Jetzt blühten wir auf. Wir umarmten uns, umarmten die Freiheit. Endlich draußen!

Am Morgen noch, als wir unsere Uniformen zurückgaben, als alles gezählt, begutachtet und auf Vollständigkeit überprüft worden war, hatte DT 64 laut über den Flur geschallt. Einmal, so hieß es, hatte ein Moderator des Senders auf den Entlassungstag angespielt, seither wurde jedes halbe Jahr das Programm auf ein solches Wort hin abgehört; sehnsüchtig lauschten die Sklaven auf den Text zwischen den Zeilen. Aber es kam nur das Übliche: Nachrichten, Musik. Es war Montag, der 28. April 1986. Wir fuhren fort, nach Hause, auf Nimmerwiedersehen. Der Spuk war vorbei.

Meine Mutter hatte meiner Freundin und mir eine Reise nach Hiddensee geschenkt. Sie war schon dort, ich fuhr hinterher. Natürlich nicht auf direktem Weg, so frei war die Freiheit nun auch wieder nicht. Erst musste ich mich auf der Polizei-Meldestelle meines Wohnorts einfinden, um meinen Personalausweis abzuholen, der dort während meines Wehrdienstes wachsam verwahrt worden war. Dadurch verlor ich einen ganzen Tag. Aber dann! Endlich.

Es war inzwischen der 30. April. Ich fuhr allein mit dem Zug nach Stralsund, unterwegs las ich Richard III.: "Nun ward der Winter unsres Missvergnügens / glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks! / Die Wolken all, die unser Haus bedräut, / sind in des Weltmeers tiefem Schoß begraben. / Nun zieren unsre Brauen Siegeskränze, / die schar'gen Waffen hängen als Trophä'n. / Aus rauhem Feldlärm wurden muntre Feste, / aus furchtbarn Märschen holde Tanzmusik. / Der grimme Krieg hat seine Stirn entrunzelt, / und statt zu reiten das geharnsch'te Ross, / um drohnder Gegner Seelen zu erschrecken, / hüpf't er behend in einer Dame Zimmer / nach üppigem Gefallen einer Laute..." (...)

Natürlich hörten wir keine Nachrichten, schon gar nicht am 1. Mai. In dem Zimmerchen gab es keinen Fernseher, und falls wir ein Radio hatten, hörten wir nur Musik. Die Zeitung lasen wir selbstverständlich auch nicht. Der XI. SED-Parteitag lag kaum zwei Wochen zurück, mit den Reden und Berichten waren wir Soldaten noch tagtäglich genervt worden. Und jetzt gab's das alljährliche Gejubel zum 1. Mai. Wer wollte damit behelligt werden? (...)

Erst bei einem Spaziergang zum Norden der Insel, da schallte plötzlich ein Radio. Es mag Samstag, der 3. Mai gewesen sein. Irgendjemand ließ auf seinem Hof wütend und sehr, sehr laut NDR 3 laufen. Ein Kommentator überschlug sich vor Aufregung. Da merkte ich, dass irgendetwas nicht stimmt. Ich kaufte eine Zeitung. Darin fand ich eine Meldung, die ich nur zur Hälfte verstand, und zum ersten Mal las ich das Wort, das sich uns nun einbrennen würde: Tschernobyl.

Wenn man sich heute die 20 Jahre zurückliegende mediale Darstellung des Ereignisses noch einmal ansieht, überfällt einen die Diskrepanz der Berichterstattung in Ost und West aufs Neue. Der Kalte Krieg steht in jeder Zeile. Die sowjetische Informationspolitik fällt in Schreckstarre, zurück auf Breschnew-Niveau: verschweigen, verharmlosen, leugnen, zurückweisen. Nichts ist übrig von Gorbatschows neuer Offenheit. Deshalb weiß selbst die FAZ am 28. April auch nur, dass Bayern München wieder einmal deutscher Meister geworden ist. Da waren bereits am Vortag in Schweden und anschließend auch in Finnland, Norwegen, Dänemark und Polen hohe radioaktive Luftwerte gemessen worden. Alle Welt rätselt, was geschehen sein könnte. Die Zeichen deuten Richtung Osten.

Am 29. April gibt die FAZ, am 30. das *Neue Deutschland* eine TASS-Meldung wieder, die von einer Havarie und "eingeleiteten Maßnahmen" berichtet. Diese erste Meldung fällt so dürftig aus, dass sie weltweit wilde Gerüchte um Ursachen, Hergang und Folgen des Unfalls provoziert.

Am 30. April bringt das DDR-Fernsehen abends eine Sondersendung, in der man sich des Themas annimmt - ein Indiz, dass Erich Honecker, unter dem Dauerfeuer des Westfernsehens, zaghaft versucht, auf Distanz zu Gorbatschow zu gehen. Verschiedene Experten kommen zu Wort. (...)

An jenem 30. April andererseits im *ND* ein Foto auf der Berlin-Seite: Kleine Kinder brauchen Sonne! Ein Dutzend Knirpse ist mit ihren Erzieherinnen im Volkspark Friedrichshain unterwegs. Darunter: "Das war ein Frühlingswetter gestern! Dieser Kindergarten-Ausflug ist nur ein Beispiel dafür, was man bei diesen Temperaturen so alles machen kann."

Plötzlich gibt's in den ostdeutschen Gemüseläden frischen Salat, den die Westberliner nicht essen wollen. (...)

Mehr als eine Woche ist vergangen, da gibt Moskau endlich auf einer Pressekonferenz ein paar erste Informationen zum Unfallhergang preis. Der Sarkophag, von dem wir viel später hören, wird zum Symbol für die endgültige Erstarrung und schließlich für das Begraben des ganzen Systems.

Jäger, Michael, Der Gipfel des Erfolgs. Kraftwerke dürfen brechen, nicht aber Koalitionen, in: Freitag, 21.04.06

<http://www.freitag.de/2006/16/06160501.php>

Obwohl seit Tschernobyl eine große Mehrheit der Bundesdeutschen den Atomausstieg wünscht, ist die Frage bis heute nicht entschieden; 20 Jahre nach Tschernobyl scheint sich sogar eine Renaissance der Atomkraft anzubahnen. Woran liegt das? Die Neigung oder der Zwang, sich in vorgegebene politische Strukturen einzupassen, spielt eine große Rolle. Das war schon im Jahr des GAU zu bemerken. Politisch handeln hieß wählen - aber konnten die Bürger, um ihren Mehrheitswillen durchzusetzen, die Grünen wählen? Diesen jungen Leuten fehlte jede Regierungserfahrung, sie waren ein wilder Haufen, mit dem Studium der meisten Politikfelder hatten sie damals nicht einmal begonnen. Man konnte sie als Protestpartei stärken, das geschah auch in Maßen. Aber was dann? Sollten sie anschließend mit einer der "Volks-", sprich Atomparteien koalieren und ihr Programm Lügen strafen?

Die Reaktion des CDU-Kanzlers Kohl auf Tschernobyl bestand in der Errichtung eines neuen Ministeriums mit Zuständigkeit für atomare Sicherheit und Umweltfragen. Dieses Ministerium gibt es noch heute. Es hat nie aufgehört, nach den Kohlschen Vorgaben zu arbeiten: möglichst viel Atomsicherheit und Umweltschutz unter der Vorgabe der Marktlogik und Kapitalmacht durchzusetzen. In der SPD begann sich immerhin ein ökologischer Flügel zu formieren. An dessen Spitze setzte sich Oskar Lafontaine. (...)

Schon Anfang der neunziger Jahre erarbeitete Schröder sein Konzept eines Atomausstiegs, der keiner war. Als es bekannt wurde, reagierten die Grünen empört. Später setzten sie das Konzept selber um. Denn nicht Lafontaine wurde Kanzler, sondern Schröder. Lafontaine und die Grünen machten ihn dazu. Da glaubten sie längst, etwas anderes bliebe ihnen nicht übrig. Dass einer der ihren Kohls Umweltministerium bekam, war der Gipfel des Erfolgs.

(...)

Rudolf Bahro, einer ihrer frühen Anführer, sah sich als Eurokommunist. Der Eurokommunismus, der nicht zuletzt auf Antonio Gramsci zurückgeht, kannte die Probleme des Systems zweier Parteilager: Das Großkapital, konnte man bei Gramsci lesen, sorgt für die Spaltung der Wahlbevölkerung in zwei Hälften und spielt die beiden Lager gegeneinander aus. Das eine wird eher von Arbeitern, das andere mehr von Kleinbürgern gewählt; beide sind jedoch vom Großkapital abhängig. Indem dieses sich mal auf das eine, mal auf das andere Lager stützt, hält es einen "Wahlkampf" aufrecht, der auf die eigentliche Wahl - Kapitalmacht ja oder nein - niemals hinausläuft. Gegen ein solches System kann allenfalls eine Partei bestehen, die sich entschieden als dritte Kraft verhält.

Die Grünen saßen erst ein Jahr im Bundestag, als es ihnen schon gelang, das Zwei-Lager-System durcheinander zu wirbeln. Buschhaus, das niedersächsische Kohlekraftwerk, war wie die Atomkraftwerke im Zuge der Ölkrise der siebziger Jahre geplant worden. (...)

Die Grünen zwangen SPD und FDP ins selbe Boot, und auch der Kanzler musste für den Moment seinem Koalitionspartner folgen. Wenig später freilich verabschiedete er sich von dem Beschluss und zwang seinerseits die FDP, sich zu entscheiden. Damals konnte die Öffentlichkeit etwas lernen: "Die Koalition ist zu wichtig, als dass sie am Streit um ein Kohlekraftwerk zerbrechen darf", sagte Bundeswirtschaftsminister Bangemann (FDP) am 30. Juli 1984. Die Enthüllung, dass Problemlösung nicht zählt, war der erste parlamentarische Erfolg der Grünen. Joschka Fischer führte ihn später darauf zurück, dass Buschhaus eine "so große Dreckschleuder" gewesen sei. Aber war nicht Tschernobyl eine viel größere Dreckschleuder?

Nach Tschernobyl lief alles ganz anders. Anfang 1985 hatten die Grünen ihre Bundestagsfraktion nach dem Rotationsverfahren ausgetauscht. Wenig später misslang der Versuch, in den Landtag von NRW einzuziehen. Die "Realos" der Partei meinten, das sei Folge der Perspektivlosigkeit einer Partei, die nicht mit der SPD koalieren wolle. Als ob man nicht gerade erst gelernt hätte, was Koalitionen sind. Ende 1985 wurde Joschka Fischer als hessischer Umweltminister unter Regierungschef Holger Börner (SPD) vereidigt. Als der GAU von Tschernobyl bekannt wurde, wiesen Umfragen auf eine Verdoppelung der grünen Wählerstimmen. Doch bei den niedersächsischen Landtagswahlen im Juni 1986 blieben die Grünen hinter den Erwartungen zurück. (...)

Aufgrund dieser Prozesse wuchsen die Spannungen zwischen "Realos" und grünen Koalitionsgegnern so stark, dass man zeitweise die Spaltung der Partei befürchten musste. Bis 1990 blieben die Koalitionsgegner mächtiger; doch als den Grünen der Wiedereinzug in den Bundestag verwehrt blieb, konnte dem langen Marsch der Fischer-Freunde nichts mehr entgegengesetzt werden. Man versteht diese Entwicklung. Zwangsläufig war sie nicht.

Dass eine Strömung entstanden war, die sich ins System der zwei Lager einfügen wollte, war doch nicht so erstaunlich. Es wäre darauf angekommen, ihr ein konstruktives Konzept entgegenzustellen - das Konzept einer dritten Kraft, vielleicht gar eines dritten Parteilagers -, statt den "Realismus" der späteren Schröder-Claqueure nur einfach abstrakt zu negieren. Übrigens ist das nicht nur von historischem Interesse. Denn dass neue Parteien entstehen und nach ihrem originären Weg suchen, kommt immer noch vor. Im Streit um Buschhaus waren Ansätze eines dritten Wegs erkennbar geworden. Man hätte sie nur fortzuentwickeln brauchen.

bnn., Kasachstans vergessene Tschernobyl-Opfer. Die Überlebenden fühlen sich von der Regierung im Stich gelassen

flü., Mit Tschernobyl leben. Trotzige Gleichgültigkeit in den unmittelbar betroffenen Bezirken, in: Neue Zürcher Zeitung, 21.04.06

<http://www.nzz.ch/2006/04/21/al/articleE1SLI.html>

In den betroffenen Bezirken Weissrusslands werden die Folgen von Tschernobyl auch zwanzig Jahre nach der Reaktorkatastrophe von offizieller Seite schönegeredet. Dass der Staat nicht überall gut zu helfen weiss, zeigt jedoch ein Augenschein abseits der offiziellen Besucher-Route. In der Ukraine ist die Stadt Tschernobyl wieder zum Leben erwacht.

Im weissrussischen Bezirkshauptort Bragin, 35 Kilometer im Norden des Unglücksreaktors Tschernobyl, ist alles wohlgeordnet. Auf dem blank gefegten Hauptplatz vor dem Bezirksgebäude steht Lenin auf seinem Sockel, drinnen im Ratssaal wacht das Porträt Lukaschenkos darüber, das niemandem ein falsches Wort über die Lippen huscht. Und droht eine Äusserung des Bezirksvorsitzenden Aleksandr Jatschenko missverstanden zu werden, meldet sich sofort sein Amtskollege aus dem Nachbarbezirk Choiniki zu Wort.

Noch halb so viele Einwohner im Bezirk

Gewaltige Geldmittel seien in den letzten zwanzig Jahren in die drei radioaktiv verseuchten Bezirke an der Grenze zur Ukraine geflossen, wird den angereisten Pressevertretern erklärt. Dazu wedeln die beiden Verwaltungsbeamten derart überzeugend mit allerhand Sonderdekreten des Präsidenten, dass man fast zu glauben beginnt, Lukaschenko habe bei den Wahlen Mitte März in der Oblast Gomel tatsächlich 91 Prozent der Stimmen bekommen, die offiziell ausgewiesen wurden.

Dass es schwierig war, mit der hohen Strahlenbelastung leben zu lernen, können die beiden Bezirksvorsitzenden allerdings nicht verschweigen. Den fast hundert evakuierten Dörfern rund um Bragin hat Weissrussland noch vor den Zeiten Lukaschenkos gegenüber der Bezirksverwaltung ein Denkmal errichtet. «Heute haben wir in Bragin einen völlig anderen

Bezirk als 1986», sagt Jatschenko und listet die Industriebetriebe auf, die sofort nach dem Unglück liquidiert worden waren. Seitdem setzt man auf die Landwirtschaft und versucht von der Milch- auf Fleischwirtschaft umzusatteln. In der Milch nämlich konzentriert sich das vor allem an der Erdoberfläche vorhandene Cäsium mehr als im Fleisch.

36 000 Einwohner hatte der Bezirk 1986, heute ist es noch die Hälfte. Um der vom Schicksal gebeutelten Randregion wirtschaftlich unter die Arme zu greifen, hat Lukaschenko kurzerhand einen Naturpark sowie eine Sonderwirtschaftszone dekretiert. Am Rande des sogenannten Ökoparks sollen sich bald ausländische Direktinvestoren ansiedeln. Das Interesse sei noch verhalten, gibt Jatschenko auf Nachfragen zu.

In der kontaminierten Zone

Keinen halben Kilometer südlich des Braginer Tschernobyl-Denkmal steht ein Schlagbaum. Zwei Beamte in einem feldgrünen, umgebauten Eisenbahnwagen wachen darüber, dass kein Unberechtigter die hier beginnende kontaminierte Zone - sie erstreckt sich in einem Radius von 30 Kilometern um den Unglücksreaktor von Tschernobyl, auf der Strassenkarte als «Radioaktiv-ökologischer Park Polessia» ausgewiesen - betritt. Polizeistreifen sichern zudem die Zone entlang der Hauptstrasse nach Mosyr. Doch Schleichwege gibt es immer. Leere Fensterhöhlen und eingestürzte Dächer erwarten den Besucher des am Zonenrand gelegenen Dorfes Rudakow. Aus dem Kulturhaus spriessen Bäumchen, die Zäune sind eingerissen, die Gärten überwuchert.

Am Ende des weitgehend verfallenen Strassendorfes wohnt das Rentnerpaar Denissenko. Wütend kläfft ein Köter im Hof. In der Küche gackern ein paar Hühner. Mit eigenen Händen haben die beiden in jungen Jahren das für hiesige Verhältnisse stattliche Häuschen gebaut. Maria hatte ihren Nikolai vor über 60 Jahren während der Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg im Ruhrgebiet kennen gelernt. Nach dem Krieg haben sie in der «Stalin-Kolchosa» von Rudakow Arbeit gefunden. Als der rund 30 Kilometer südlich gelegene Atomreaktor explodierte, wusste man in Rudakow tagelang nichts von dem Unglück. Dann wurden plötzlich Familien mit Kleinkindern evakuiert. Nach und nach leerte sich das Dorf. Wer umsiedeln wollte, bekam anfänglich staatliche Unterstützung. «Wir sind geblieben, was hätten denn die Tiere ohne uns gemacht?», erklärt Maria. Hundert Bauernhäuser habe Rudakow vor zwanzig Jahren gehabt, heute seien es noch vier, erzählt die rüstige Achtzigjährige.

Slawutitsch und Pripjat - zwei Welten

«Wer nicht weggezogen ist, ist gestorben», sagt Nikolai und berichtet von einem Bekannten, der plötzlich Hautkrebs bekam. Wäre nicht der Sohn, der jeden Abend aus der nahen Bezirkshauptstadt bei den Eltern vorbeischaute, würden es die Denissenkos in dem verfallenen Ort mit seinem Dutzend Einwohnern kaum aushalten. «Arbeit gibt es immer genug!», meint das Rentnerpaar auf die Frage nach der Einsamkeit. «Wir haben den Krieg überstanden, die Zwangsarbeit - und dann auch Tschernobyl.»

Nicht nur mit, sondern auch von Tschernobyl leben gelernt hat ein Mann um die vierzig, der seinen Namen aus gutem Grunde nicht nennen will. Mit Dreitagebart und verfilzten, blonden Haaren steht er auf der matschigen Dorfstrasse. Eine auffällige Narbe zieht sich über seine Wange. Leben könne man hier eigentlich nicht, sagt der Mann in seiner speckigen, wattierten Jacke und zeigt auf die Ruinen, die die einstige Dorfstrasse säumen. Doch weiter weg, tief in der Zone, gebe es noch Schätze zu holen, raunt er dem Besucher zu. Bis drei Kilometer an Pripjat heran sei er im Herbst mit ein paar Kumpels gefahren; das Altmetall könne man in Weissrussland für gutes Geld verkaufen. «Irgendwie muss der Mensch halt leben», murmelt der Blonde und geht seines Weges.

«Hier war einmal unsere Krankenstation, fotografieren Sie das nur», wird der Besucher beim Verlassen des Dorfes angehalten. Eine schwächliche, alte Frau ist mit einem ebenso grossen Kind an der Hand stehen geblieben. «Der ist blöd», sagt die Alte hart, aber mit einem entschuldigenden Unterton. «Jahrgang 1988. Meine Schwiegertochter hat ihn vor fünf Jahren aus Minsk zu mir gebracht», erklärt die alte Frau. Ihr Sohn habe Glück gehabt und nach der Umsiedlung in der Hauptstadt eine Wohnung gekriegt. Doch die Mutter habe sich mit der Missgeburt auf der Strasse geschämt. Gross ist das Mitteilungsbedürfnis der Alten,

doch der Knabe gibt immer lauter unverständliche Laute von sich und zieht die schwächliche Frau fort. Zum Glück lebe ihr Mann noch, sagt die Frau zum Abschied.

In Slawutitsch, 50 Kilometer westlich von Rudakow in der Ukraine gelegen, gibt es einen Jugendklub, ein modernes Gemeindezentrum, ein Internet-Café, einen Bancomaten gar und das Hotel «Europeiski». Hier machen jene Ausländer Station, für die Tschernobyl ein Forschungsobjekt ist. Slawutitsch wurde nach der Katastrophe in sicherem Abstand zum havarierten AKW am linken Dnjepr-Ufer aus dem Boden gestampft. Hier fanden die meisten der 50 000 Einwohner des Ende April 1986 evakuierten Pripjat eine neue Bleibe.

Neues Leben im Städtchen Tschernobyl

Das nur ein paar Kilometer vom Unglücksreaktor entfernte Pripjat ist heute eine Geisterstadt, die genauso wie die verlassenen Dörfer langsam aber stetig von der Natur zurückerobert wird. Sogar im Stadtzentrum, rund um den ehemaligen Leninplatz, sind die Primärgewächse auf dem Vormarsch. Wie ein gestrandeter Kahn liegt der längliche, vierstöckige Kulturpalast «Energetik» in einem Birken- und Erlenwäldchen.

Pripjat liegt in der sogenannten 10-Kilometer-Zone, in der auch heute noch keine Menschen leben dürfen. Im Süden endet diese innere Schutzzone kurz vor der Ortstafel «Tschernobyl». In dem alten Verwaltungsstädtchen Tschernobyl leben heute jeweils zwei Wochen pro Monat wieder rund 3000 Kraftwerksangestellte und Wissenschaftler. Die Stadt, die Kraftwerk und Katastrophe ihren Namen geliehen hat, blüht nicht gerade von Leben und Neuinvestitionen, doch viele Blocks sind wieder bewohnbar, hier hat einer neue Plasticfenster eingesetzt, dort ist ein Balkon herausgeputzt, da leuchtet hell ein Einkaufsladen. Bis zu 70 Menschen, erfährt man, sollen hier gar ständig leben - illegal zwar, aber offiziell geduldet, mit Strom, Gas, Wasser und regelmässigen Rentenzahlungen versorgt.

Fast 200 000 Einwohner wurden 1986 zwangsweise ausgesiedelt. In den ersten Jahren danach liessen sich etwa 2000 gegen den Willen der Behörden wieder nieder. 7 Ortschaften (von einst 80) sind heute wieder bewohnt. In Illintsi, 15 Kilometer westlich von Tschernobyl, zum Beispiel hausen 36 Rentner. Die 80-jährige Hanna Semenenko ist im Mai 1987 heimlich in ihr Heimatdorf zurückgekehrt. Über 250 ehemalige Dorfbewohner hätten es so gemacht, erzählt sie. Sie ernährt sich wie die meisten Rücksiedler vom eigenen Garten. «Radioaktivität ist ein schwachsinniges Wort», sagt Semenenko, «hier ist alles sauber.»

Glaser, Peter, Reaktoren der Demokratie. Challenger-Katastrophe und Tschernobyl-GAU: Vor 20 Jahren endete die Ära der Großtechnologien, in: Berliner Zeitung, 20.04.06

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/feuilleton/543764.html>

Für menschliche Siedlungen bieten Atomkraftwerke den großen Vorteil, daß sie keine rauchenden und rußenden Schloten haben. Man kann also Atomkraftwerke auch im Zentrum von Großstädten errichten, schrieb Robert Havemann 1955 im Atom-Sonderheft der Zeitschrift Wissenschaft und Fortschritt. "Wenn in Berlin Atomkraftwerke an die Stelle der jetzigen Kohle-Elektrizitätswerke getreten sein werden, dann wird die heute noch über der Stadt lagernde Ruß- und Rauchwolke verschwunden sein, und alle Häuser werden mit Atomkraft zentralgeheizt werden.

Als im Januar 1986 die Raumfähre Challenger kurz nach dem Start explodierte und sich ein Vierteljahr später der GAU in Tschernobyl ereignete, waren die beiden aufwändigsten Großtechnologien des 20. Jahrhunderts gescheitert: die bemannte Raumfahrt und die Kernenergie. Ihre Zeit war unwiderruflich zu Ende - auch wenn wir bis heute mit den Trägheitskräften der dazugehörigen Großapparate zu kämpfen haben: jener Institutionen und Unternehmen, in denen tausende von Menschen ihr Leben in den Dienst einer erledigten Sache gestellt haben und sich mit Zähnen und Klauen wehren, damit aufzuhören. Beide Technologien hatten nie ein rationales Ziel; die naturwissenschaftliche Vernünftigkeit war nur vorgeschoben. Den Aberwitz der Nukleartechnik überstrahlte die Vorstellung, die endgültige Lösung für das Energieproblem gefunden zu haben. In Wahrheit ging es darum,

die Macht des Sonnengottes zu übernehmen und die gewaltigen Feuerkräfte der Natur zu kontrollieren.

(...)

Kernenergie und Raumfahrt entsprechen dem, was für die alten Ägypter der Pyramidenbau war: einer religiösen Großtat. Das Produkt der ersten Mondlandung war weder wissenschaftliche Erkenntnis noch technische Innovation, sondern ein neues, planetares Gemeinschaftsgefühl: Hallo Welt! Die nachfolgenden Mondmissionen interessierten niemanden mehr. erinnert sich irgendwer an die zweite Mondlandung?

In "Unser Freund, das Atomö ließ Professor Heinz Haber 1958 die Kernreaktoren zum Höhenflug antreten: "Eine der verlockendsten Aussichten für den Verkehr der Zukunft bietet das Atomflugzeug. (...) Mit der Energie des Atomes wird es uns in absehbarer Zeit möglich sein, durch die weiten Räume des Weltalls zu fliegen.

Wozu das ganze gut sein soll, war für den deutschen Raketenwissenschaftler Eugen Sänger sonnenklar: "Die Frage nach dem Sinn solcher Unternehmen hat Papst Pius XII. im Herbst 1956 gegenüber Teilnehmern des Internationalen Astronautischen Kongresses in Rom mit der offiziellen Erklärung beantwortet: „Der Herrgott, der ins Menschenherz den unersättlichen Wunsch nach Wissen legte, hatte nicht die Absicht, dem Eroberungsdrang des Menschen eine Grenze zu setzen."

Die "unbemannte" Raumfahrt hat eine Reihe von Segnungen gebracht, zu denen Kommunikationssatelliten und Navigationssysteme gehören. Der einzige Nutzen der bemannten Raumfahrt, der einem nach längerem Nachdenken einfällt, ist die Entwicklung von Kugelschreibern, mit denen man an der Decke schreiben kann. Das amerikanische Mondlandeprogramm hat 250 Milliarden Dollar gekostet. (...)

Wir sind heute so sehr bereit, die Konsequenzen der Technik zu akzeptieren, dass wir beinahe verlernt haben, uns durch gesunden Menschenverstand oder spöttisches Lachen vor Monstrositäten zu schützen, die keinem menschlichen Bedürfnis entsprechen, aber wegen ihrer Kompliziertheit als technische Attraktion erscheinen. "Ein wissenschaftlicher oder ökonomischer Nutzen ist bisher nicht auszumachen, urteilte selbst die Deutsche Physikalische Gesellschaft 1990 über die bemannte Raumfahrt und die im Weltraum, speziell in der Internationalen Raumstation ISS durchgeführten Experimente. Im Dezember 2002 ging die NASA eine nicht näher bezifferte Zusammenarbeit mit dem Parfüm-Großunternehmen "International Flavors & Fragrances ein. Die Firma interessierte sich für Düfte, die möglicherweise aus Rosen gewonnen werden können, die in der Schwerelosigkeit gezüchtet werden. (...)

Die Katastrophe von Tschernobyl hat manchen zu der Einsicht geführt, dass es noch andere Wege geben muss, große Mengen heißes Wasser herzustellen, als in einem Kernreaktor. Sieben Jahre nach der Challenger zerbrach die Raumfähre Columbia beim Landeanflug, wieder starben alle sieben Besatzungsmitglieder.

Dazwischen ist etwas Neues passiert.

Wir wenden nun den Raum, das Weltall, auf technischem Weg nach Innen - in uns selbst hinein. Cyberspace ist so etwas wie ein Inversum. Das Internet ist ein Resümee aus Tschernobyl, Challenger und dem unstillbaren menschlichen Bedürfnis, die Unendlichkeit zu passieren. Es ist tatsächlich ein Spin-off-Produkt der Raumfahrt - als Folge des Sputnik-Schocks wurden riesige Forschungsbudgets aufgelegt, aus einem dieser Förderprojekte hat sich 30 Jahre später das Internet entwickelt. Es ist ein Netz, in dem die Energie der Zukunft fließt: Ideen. Es ist die Chance, der Technikentwicklung auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert eine menschliche Richtung zu geben. Das Netz ist die Demokratisierung der Raumfahrt. Diesmal kann jeder mitfliegen.

Peter Glaser ist Schriftsteller und Essayist. Er war Redakteur der "Datenschleuder", des Fachorgans des Chaos Computer Clubs. Für seine "Geschichte von nichts" erhielt er 2002 den Ingeborg-Bachmann-Preis.

Heine, Roland, "Mutter hat immer den Salat gewaschen" Zwischen Verunsicherung und Bagatellisierung: Wie die DDR-Führung auf Tschernobyl reagierte, in: berliner Zeitung, 19.04.06, S. 30

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0419/medien/0012/index.html>

Es war der 25. Juni 1986, als sich Erich Honecker als Atomexperte entpuppte. Zwei Monate nach der Reaktorexpllosion in Tschernobyl gab der erste Mann der DDR seine persönliche Sicherheitsempfehlung: "Zu Hause waren wir sechs Kinder, und unsere Mutter hat immer den Salat gewaschen." Eigentlich hatte das Tschernobyl-Desaster zu diesem Zeitpunkt auch in der DDR-Führung ein Unbehagen über die eigenen Atompläne bewirkt. Honecker selbst sagte in einem Interview: "Ich bin der Meinung, dass die Kernkraft nicht das letzte Wort ist." Dennoch blieb es dabei: in der DDR war in den Tagen seit der Havarie alles gut gelaufen.

Die Reaktionen der DDR-Spitze nach der Katastrophe schwankten zwischen Verunsicherung und Bagatellisierung. Der Atommeiler explodierte in der Nacht zum 26. April. Doch offenbar erfuhr auch das SED-Politbüro nicht etwa per Blitzdepesche aus dem Kreml davon, sondern wurde erst zwei Tage später durch die erste Meldung der UdSSR-Agentur Tass aufgeschreckt.

Der dürre Zehn-Zeilen-Text seinerseits war Ergebnis einer von Ratlosigkeit geprägten Debatte im KPdSU-Politbüro unter Leitung von Generalsekretär Michail Gorbatschow.(...)

Die DDR-Führung beschränkte sich auf die Veröffentlichung des Tass-Textes. Am 28. April brachte die Nachrichtensendung "Aktuelle Kamera" die Meldung an untergeordneter Stelle, am Tag darauf erschien sie auf den hinteren Seiten der DDR-Zeitungen. Jeder Kommentar unterblieb, Bemerkungen zu Auswirkungen für die DDR ebenfalls.

Am 29. April kam das KPdSU-Politbüro zu dem Schluss, dass es "sinnvoll" wäre, "dreierlei Informationen zu geben": für die Presse, für einige Führer sozialistischer Länder, für westliche Spitzenpolitiker. In den DDR-Zeitungen erschien am 30. April jedoch erneut nur eine Tass-Meldung - diesmal allerdings etwas länger und auf Seite 1. Erstmals ist von zwei Toten und dem "Entweichen einer gewissen Menge radioaktiver Stoffe" die Rede - beides drastische Untertreibungen der Realität. Und wieder kein Wort zu den Folgen für die DDR.

Erst in den DDR-Zeitungen vom 2. Mai fand sich neben einer weiteren abwiegelnden Tass-Meldung ein erster Artikel von DDR-Autoren. Offenbar war man in der Führung - nicht zuletzt mit Blick auf die Berichte im Westfernsehen - zu der Ansicht gelangt, dass die Tass-Texte dringend einer Ergänzung bedurften. (...) Was die Radioaktivität in der DDR nach der Tschernobyl-Explosion angehe, so seien "in keinem Fall die zulässigen Grenzwerte erreicht worden ... Es bestand und besteht also keinerlei Gefährdung für die Gesundheit der Bürger unseres Staates und die Natur".

Bereits in diesem Artikel klingen die offiziellen Argumentationslinien der folgenden Wochen an: In westlichen Staaten habe es in der Vergangenheit häufig atomare Zwischenfälle gegeben, Tschernobyl werde für gezielte Panikmache zur Ablenkung von den Abrüstungsinitiativen der UdSSR missbraucht, Tschernobyl zeige, welche Katastrophe ein Atomkrieg bedeuten würde.

Am 3. Mai, eine Woche war seit der Reaktorexpllosion vergangen, brachten die DDR-Zeitungen sogar eine Datentabelle für Berlin: "Gemessene Konzentration der Radioaktivität". Die Werte reichten vom 30. April 22 Uhr bis zum 2. Mai 14 Uhr. Doch der Strahlungshöhepunkt war bereits früher erreicht worden, und andere Orte waren wesentlich stärker betroffen. In einer internen Meldung des DDR-Amtes für Atomsicherheit wurde am 1. Mai darauf verwiesen, dass über das Frischfutter der Kühe auch die Frischmilch radioaktiv verunreinigt werde. Die Experten hielten eine Futterumstellung für ratsam.

Die DDR-Spitze lehnte ab, schon weil es an Trockenfutter fehlte. Im Atom-Amt zeigte man Verständnis. Dessen Chef Georg Sitzlack kommentierte Tschernobyl wenig später mit dem Spruch: "Jeder Schuster kloppt sich mal auf den Daumen."

Müller, Miriam, "Ich will leben". Die Katastrophe von Tschernobyl ist noch nicht vorbei. Wie die 18-jährige Ilona aus Weißrussland gegen den Krebs kämpft, in: Berliner Zeitung, 18.04.06, S. 21

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0418/lokales/0043/index.html>

Ilona Tjukowa ist auf den ersten Blick ein ganz normales junges Mädchen. Sie trägt Lidschatten, Wimperntusche, rosa Lippenstift und mit Strass besetzte, spitz zulaufende Schuhe. Ihre Frisur trägt sie modisch ausgefranst in einem satten Honigblond. Doch ihren Kopf bewegt sie nicht wie andere 18-Jährige. Nie käme Ilona Tjukowa auf die Idee, beim Lachen den Kopf in den Nacken zu werfen, heftig zu nicken oder den Kopf zu schütteln. Zu groß ihre Angst, dass die Perücke herunterfällt. Unter dem blonden Schopf trägt Ilona eine Glatze. Im Kopf hat sie einen bösartigen Tumor, der zu schnell wächst. Seit 1999 kennt Ilona die Diagnose: Krebs.

Sie ist eines von momentan zehn Kindern aus Weißrussland, die in der Brandenburg Klinik in Wandlitz mit Spendengeldern des Vereins "Hilfe für krebskranke Tschernobyl -Kinder" behandelt werden. Das Reaktorunglück ist nun zwanzig Jahre her, doch die Katastrophe von Tschernobyl ist nicht vorbei: Noch immer erkranken Kinder wegen der stark erbgutschädigenden Strahlung an Krebs. Die Latenzzeit für strahlenbedingten Krebs kann mehrere Jahrzehnte betragen.

In Weißrussland fehlen Augen- und Beinprothesen sowie geschultes Personal für die Operationen. So kommen jährlich über 50 Kinder mit ihren Müttern zur Behandlung nach Deutschland angereist. (...)

Als Ilona geboren wurde, war der Reaktorunfall zwei Jahre her. Ihre Mutter Tatsjana wusste auch 1988 nicht viel über das Ausmaß der Katastrophe. In der weißrussischen Hauptstadt Minsk habe es nur Gerüchte gegeben, erinnert sich die 39-Jährige, die gesund ist. Es gab keine Informationen der Regierung, keine Aufklärung, keine Hilfe. Also lebten sie in dem verstrahlten Gebiet weiter wie bisher und aßen wahrscheinlich auch verseuchte Lebensmittel. Als Ilona zehn war, traten erste Symptome auf: Dem Mädchen war ständig übel und es erbrach sich. Diese Woche wird Ilona zum dritten Mal operiert. Strahlen- und Chemotherapie konnten bisher das Wachsen des Tumors nicht verhindern. "Ich habe Angst", sagt Ilona. Trotz ihrer Krankheit hat sie die Schule bis zur neunten Klasse besucht und arbeitet nun täglich drei Stunden in einer Nähfabrik. Die Tschernobyl-Katastrophe hat Ilona die Jugend genommen, doch Wut verspürt sie deswegen nicht. (...)

Ilona Tjukowa blickt nun nach vorne und sagt: "Ich will leben und ich werde dafür kämpfen." Wenn die 18-Jährige das so sagt, dann wirkt sie unglaublich stark und reif. Und dann wieder, in anderen Momenten, wie ein ganz normales Mädchen mit typischer Seelenlage: Ilona ist nämlich verliebt. Doch weder weiß der Junge etwas davon, noch weiß Ilona, ob er denn auch in sie verliebt sein könnte.

Zappner, Jan, Wie deutsche Ärzte Tschernobyl-Kindern helfen. Hoffnung versus Todesangst: Viele an Krebs erkrankte Strahlenopfer aus der Tschernobyl-Zone fühlen sich nach der Diagnose allein gelassen. Ein Berliner Verein hilft mit Geld, Knowhow und Fingerspitzengefühl, in: Spiegel-online, 17.04.06

<http://www.spiegel.de/panorama/0,1518,411081,00.html>

Olga Bletko rutscht auf dem Sofa hin und her. Das Reden fällt ihr schwer. "Ich glaube, dass Wladimir sterben wird", sagt sie mit leiser Stimme. Ärzte in Minsk haben bei ihrem Sohn einen Tumor am Kleinhirn festgestellt. so groß wie eine Kinderfaust. Zu groß für eine Operation in Minsk, wohl auch zu kompliziert. Deshalb setzt Olga ihre letzte Hoffnung in die deutschen Ärzte. Ein Verfahren namens Magnet-Resonanz-Tomographie soll zeigen, ob Wladimir operiert werden kann.

Eingeladen wurde der 13-jährige Junge vom Verein "Hilfe für krebskranke Tschernobyl-Kinder". Seit elf Jahren ermöglicht er Kindern und Jugendlichen in Begleitung ihrer Mütter einen vierwöchigen Aufenthalt in der Brandenburgklinik in Wandlitz. Dabei sind Fälle wie der von Wladimir die Ausnahme. Die meisten Kinder sind nicht akut gefährdet, wenn sie nach Wandlitz kommen. (...)

Von der Aufregung um seine Person bekommt Wladimir nicht viel mit. "Mir geht es gut", sagt er in ruckeligem Deutsch und drückt dem Besucher fest die Hand. Sein bleiches Gesicht ist gezeichnet vom Tumor. Das eine Auge ist fast vollständig nach oben gerichtet. Worte kommen ihm nur schwer und abgehackt über die Lippen. Die Wahrheit sagt ihm keiner. Dabei ist Transparenz im Umgang mit Krebspatienten das Wichtigste. "Kinder gehen viel offener mit einem möglichen Tod um", sagt Ärztin Lieber. (...)

Fast 700 Kindern hat der Verein seit 1985 vorwiegend aus Weißrussland nach Deutschland eingeladen. Jeden Monat kommt eine neue Gruppe von zehn Kindern mit ihren Müttern. Auf dem weitläufigen Gelände der Brandenburgklinik finden sie fast alle medizinischen Einrichtungen, die sie zur Rehabilitation benötigen. Vor allem aber Ruhe vor dem hektischen Alltag zu Hause. Die Kosten der Behandlung trägt der Verein. Jedes Jahr gehen bis zu 400.000 Euro Spendengelder auf dem Konto des Vereins ein. "Davon fließt jeder Euro direkt in die Versorgung der Kinder", versichert Kerstin Lieber.

Ob eine Verbindung zwischen dem GAU von Tschernobyl und Krebserkrankungen besteht, ist bis heute umstritten. Verlässliche Zahlen gibt es auch 20 Jahre nach der Katastrophe nicht. "Weniger als 50 Tote" seien direkt auf die Strahlung zurückzuführen, hieß es von einer internationalen Expertenkonferenz, dem Tschernobyl-Forum, im September 2005. Für unabhängige Institute sind diese Ergebnisse eine bewusste Verharmlosung, die auch im Widerspruch zu früheren Untersuchungen stehe. Das Otto-Hugh-Strahleninstitut in München unterhält in Gomel, dem am schlimmsten betroffenen Gebiet in Weißrussland, ein Schilddrüsenzentrum und kommt zu anderen Ergebnissen. Nachweislich hätten die Krebserkrankungen deutlich zugenommen. Bei weißrussischen Kindern trete Schilddrüsenkrebs 30 Mal häufiger auf als vor dem Unglück.

(...)

Olga hat Wladimirs Tomographie-Termin abgesagt. Manchmal lebt es sich einfacher mit der Ungewissheit. Kerstin Lieber kennt diese Momente und weiß, was die Frauen durchmachen. Meist tragen die Mütter die alleinige Verantwortung. "Ihre Männer sind mit der Krankheit der Kinder überfordert und durch Alkoholkonsum nicht selten eine doppelte Belastung", erzählt sie. Manchmal verweigern Mütter die Einwilligung zur Operation, obwohl sie damit das Todesurteil ihres Kindes unterschreiben. Im persönlichen Umgang muss sie dann viel Fingerspitzengefühl zeigen. Da erweist es sich als Vorteil, dass sie Russisch mit den Frauen sprechen kann. (...)

Fünf Tage später sind die Ergebnisse der Untersuchung eingetroffen. Schicht für Schicht hat das Hightech-Gerät Wladimirs Kopf durchleuchtet und in 39 Bildern festgehalten. Die hängen jetzt auf der Durchlichteinheit im Besprechungszimmer. Ganz deutlich zeichnet sich eine große, weiße Kugel im Hinterkopf von Wladimir ab. "Gute Nachrichten." Mit einem Lächeln begrüßt Kerstin Lieber die Mutter. Der Tumor ist kaum durchblutet. Damit steht fest, dass eine Operation durchgeführt werden kann.

Olga sitzt kerzengerade und blickt skeptisch. Ihre Hände haben sich ineinander verkrallt. Ihrem Gesicht ist keine Erleichterung oder Freude anzusehen. Sie denkt schon an den nächsten Schritt: Die gemeinsame Entscheidung mit ihrem Mann, ob sie ihren Sohn operieren lassen wollen oder nicht. Dafür muss sie wieder zurück nach Minsk.

Wladimir bekommt davon nichts mit. Er muss draußen warten und kommt erst später hinzu. "Auf Wiedersehen", grüßt er zum Abschied und weiß gar nicht, wie sehr er Kerstin Lieber damit aus dem Herzen spricht. "Hoffentlich", sagt sie und winkt ihm hinterher.

suk, Zahl der Todesopfer bleibt umstritten. 20 Jahre nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, in: Das Parlament, 10./18.04.06 (15-16/06), S. 6

<http://www.das-parlament.de/2006/15-16/PlenumundAusschuesse/022.html>

Auch 20 Jahre nach der verheerenden Reaktorkatastrophe von Tschernobyl sind sich Experten uneins über die Auswirkungen des Unglücks. Dies wurde bei einer öffentlichen Sitzung des Umweltausschusses am 5. April deutlich. Während Wolfgang-Ulrich Müller vom Institut für Medizinische Strahlenbiologie in Essen und Melissa Flemming, Sprecherin der Internationalen Atomenergie-Organisation (IAEO) in Wien, von 4.000 Toten aufgrund der Bestrahlung sprachen, verwies Angelika Claußen, Vorsitzende der Deutschen Sektion von "Internationale Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges" auf Quellen, die von 8.000 bis 22.000 Toten ausgehen. Der IAEO warf Claußen vor, in ihrem Bericht, den sie gemeinsam mit anderen Organisationen erstellt hat, "viele Daten manipuliert" zu haben und damit "keine redliche Wissenschaft" zu betreiben.

Aus Originalquellen, die auch der IAEO zugänglich gewesen seien, gehe hervor, dass von den 600.000 bis eine Million Aufräumarbeitern, die nach dem Unglück vom 26. April 1986 eingesetzt wurden, 90 Prozent schwer erkrankt seien. Dabei handele es sich nicht nur um Krebserkrankungen, sondern auch um hirnorganische Erkrankungen, Schädigungen der Sinnesorgane, der Atemwege und Verdauungsorgane sowie psychische Krankheiten.

Müller hingegen war der Ansicht, man müsse die Strahleneffekte von anderen Faktoren trennen. Es sei insbesondere in den hoch belasteten Gebieten zu einem Anstieg der Schilddrüsentumore und Leukämie-erkrankungen gekommen. Man müsse jedoch in Rechnung stellen, dass es zu einem Teil der Erkrankungen auch ohne das Reaktorunglück gekommen wäre.

Zudem hätten Faktoren wie das desolate Gesundheitssystem im Land, Alkoholismus und Selbstmorde eine Rolle gespielt, sagte Müller. Man dürfe den Menschen in der betroffenen Region nicht immer wieder sagen, sie seien so verstrahlt, dass es keine Hoffnung gebe - vielmehr müsse man ihnen Hoffnung machen.

Diese Einschätzung wurde von Melissa Flemming geteilt. Sie betonte, man habe für die Region um Tschernobyl auch im Bereich der Umwelt wieder "annehmbare Werte" und müsse im Umgang mit den betroffenen Menschen "umdenken". "Armut, Lifestyle-Krankheiten und psychische Krankheiten" stellten "größere Probleme als die Verstrahlung" dar. Nötig seien heute in erster Linie Konzepte für die Lagerung des hoch verstrahlten Abfalls. Auch müsse die instabile Schutzhülle des Reaktors erneuert werden. (...)

Experten für Reaktorsicherheit betonten, man habe in Deutschland einen hohen Sicherheitsstandard. Kurt Kugeler, Professor für Reaktorsicherheit in Aachen, sagte, die Entwicklung einer "ausgeprägten Sicherheitskultur" sei eine internationale Aufgabe, in die "alle Fortschritte implementiert" werden müssten. Umweltforscher Klaus Traube, selbst ehemaliger "Atomkraftmanager", warnte vor zu großer Sorglosigkeit: Leichtsin, Unfälle und menschliches Versagen gebe es überall. Doch weil die Atomkraftanlagen mit einem "hohen Grad an Sicherheit" ausgestattet seien, rechne niemand damit. Dies sei ein Fehler.

Lazko, Nadeschda, Wir waren Geiseln von Tschernobyl. Erst versuchten sie es mit Jod, dann mit Verdrängung - gegen den unsichtbaren Feind half beides nicht. Noch heute sterben in Gomel Menschen an den Folgen der Katastrophe. *Nadeschda Lazko* war elf Jahre, als 120 Kilometer weiter der Atomreaktor in die Luft flog. Bericht eines Tschernobyl-Kindes.

In: Spiegel-online, 11.04.06

<http://www.spiegel.de/panorama/0,1518,409595,00.html>

Iwan, der Sohn des Zaren, kam und rettete sie. Die böse Hexe Baba-Jaga, hatte er durch seine Kühnheit, durch seinen Erfindungsgeist zu seiner Verbündeten gemacht. Sie hatte ihm geholfen, den scheinbar unsterblichen Herrscher der Unterwelt Koschtschej Bessmertnyj zu besiegen. Als Kind las ich am liebsten russische Volksmärchen. Sie gaben mir mit ihrem

Optimismus ein besonderes Gefühl der Geborgenheit und der Sicherheit - mit ihrer steten Fähigkeit, das Böse ins Gute umzukehren.

Bis am 26. April 1986 die Katastrophe passierte.

Ich lebte mit meinen Eltern und meiner Schwester in Gomel, der zweitgrößten Stadt Weißrusslands, etwa 120 Kilometer Luftlinie von Tschernobyl entfernt. Wie die meisten ahnte ich nicht, dass etwa 70 Prozent der radioaktiven Niederschläge Weißrussland zuteil wurden. Mehr noch: Die meiste Strahlung aus dem vierten Reaktor des Atomkraftwerkes kam, von den Regenwolken getragen, zu uns ins Gomeler Gebiet. Tschernobyl "passierte", und kein Retter war zur Stelle. So verstand ich mit gerade einmal elf Jahren, was Katastrophe bedeutete.

Mit dem Reaktor explodierte die Geborgenheit, die Kindheit. Plötzlich füllten fremde Wörter die Luft: Radioaktivität, Cäsium, Becquerel... Sie waren wie Zauberformeln, die diese Verwünschung hervorbrachten, furchteinflößend und bedrohlich. Radioaktivität, Cäsium, Becquerel... Ich lernte selbst, die Wörter zu übersetzen. "Viel Becquerel" hieß hungern, "viel Cäsium 137" hieß unter Umständen Tod. Der Tod wurde ein häufiger Gast bei uns, im Gomeler Gebiet.

Hungern mussten wir anfänglich viel. Rund um Gomel hat man damals bis zu 2000 Becquerel pro Liter Milch gemessen (der maximal zugelassene Wert in Deutschland ist 370). Die Kontamination der Pilze lag bei bis zu 200.000 Becquerel pro Kilo. (...)

Die Strahlen waren nicht greifbar, kein fassbares Böses, gegen das man sich zur Wehr setzen konnte. Immer wieder gab uns eine ernste Radiostimme im Auftrag des Gesundheitsministeriums Richtlinien vor.

In den ersten Wochen befolgten wir die Empfehlungen, gingen mit weißen Mullmasken zur Schule und zur Arbeit, schüttelten unsere Kleider ab, wischten die Schuhe, kochten das Wasser mehrmals ab, doch vergeblich. Eines Tages kamen zwei Männer mit Messgeräten zu uns in die Wohnung. Die Strahlung war immer noch hoch. Sie hatte uns bis in die Wohnung, in unsere Festung verfolgt. Das Ausschütteln der Kleider war wohl sinnlos.

Nach einigen Wochen gaben wir auf. Denn draußen kündigte sich ein lebensbejahender Sommer an. Die Strahlung war unsichtbar, die Erdbeeren aus Großmutter's Garten schmeckten, und so spielten bald wieder Kinder im Sandkasten.

Wir hatten auch keine andere Wahl. Während 415 Dörfer um Gomel evakuiert wurden, mussten die Einwohner der Stadt bleiben. Wie siedelt man eine halbe Million Menschen um? Wir wurden zu Tschernobyl-Geiseln. Um unter diesen Bedingungen zu überleben, begannen wir gemeinsam ein Verdrängungsspiel. Keiner sprach mehr ein Wort von Tschernobyl. Nach Möglichkeit taten wir so, als ob nichts gewesen wäre. Nach Möglichkeit. Denn die unsichtbare Plage machte uns das Verdrängen schwer. (...)

Wir, die Menschen im Gomeler Gebiet, erhielten monatlich einen Zuschuss dafür, dass wir in der verstrahlten Region lebten. Das Volk flüchtete sich in Galgenhumor und nannte es Grabgeld.

Und trotzdem: Wie mächtig unser Gegenspieler war, begriff ich erst im Laufe der Jahre, nachdem in unserem Hochhaus in Gomel immer mehr Nachbarn an Krebs gestorben waren. Ein Gerücht ging rum, die einheimischen Geburtshäuser seien voll mit Frauen, die mutierte Föten im Unterleib trügen. Wir hofften anfänglich, es sei ein Gerücht. Doch irgendwann wurde meine Schwester eine dieser Frauen. Das Leben wurde erneut zum Alptraum: Wann trifft es mich?

20 Jahre sind seit der Katastrophe vergangen, ganze Kulturlandschaften sind verschwunden, Tausende von Menschen wurden ihrer Heimat beraubt, immer noch sterben viele an den Folgen der Katastrophe, immer mehr missgebildete Kinder werden geboren. Der Retter, der Sohn des Zaren, ist nicht gekommen - zu übermächtig war diesmal der Feind.

Petrowskaja, Katja, Der Zerfall der Zukunft und die Halbwertszeit von Plutonium. 20 Jahre nach «Tschernobyl» - Eine Erinnerungsskizze, in: Neue Zürcher Zeitung, 08.04.06
<http://www.nzz.ch/2006/04/08/zf/articleDOUVN.html>

Vor zwanzig Jahren ging plötzlich und ohne Vorankündigung meine Kindheit zu Ende. Ich war 16, stieg allein in den Zug und fuhr weg. Richtung Moskau. Ich dachte, es sei auf Zusehen, aber es sollte für immer sein. Meine Geschichte ist nicht spektakulär, sie liegt ganz am Rande der Tschernobyl-Tragödie.

Ich gehöre zu den Millionen, die von Tschernobyl in der einen oder anderen Weise betroffen wurden. Aber mir ist nichts passiert, im Gegensatz zu Hunderttausenden anderen Menschen. Vor kurzem habe ich das Buch «Tschernobyl» von Juri Stscherbak wieder gelesen. Hier kommen die ersten Zeugen der Katastrophe zu Wort: die Feuerwehrleute, die Ärzte, die Verantwortlichen der 50 000-Einwohner Stadt Pripjat, die zwei Kilometer vom Reaktor entfernt lag. In diesem Buch schreit jede Zeile. Es liess mich verstummen. Habe ich überhaupt ein Recht, von diesen Tagen zu erzählen? Ich bin gesund und habe zwei Kinder, und doch weiss ich heute, 20 Jahre später, dass alles, was Tschernobyl angeht, auch meine Geschichte ist. (...)

Ich ging damals in die 9. Klasse. Der Unfall geschah in der Nacht von Freitag auf Samstag. Am Samstag erzählten einige Mitschüler, dass ihre Väter in der Nacht geweckt worden und bis am Morgen nicht nach Hause gekommen seien. Der Vater eines Mädchens war der Chef der Feuerwehr, der Vater eines Knaben Oberarzt im Militär. An diesem Samstag gab es einen Gedicht- und Liederabend in der Aula, und wir blieben bis spät. Draussen, nach vielen Tagen ungewöhnlicher Hitze, tobte ein Gewitter. Ob es die Gedichte waren, das Gewitter oder eine unbestimmte Vorahnung - wir hatten ein Gefühl des Abschieds. Wir gingen nach Hause. Noch war der Regen nicht radioaktiv.

Heute erinnert man sich kaum noch an den obligatorischen Militärunterricht. Aber damals konnten wir eine Kalaschnikow blitzschnell auseinander nehmen und wieder zusammensetzen. Wir wussten über die einzelnen Phasen eines Atomkriegs Bescheid. «Wenn es zu einer Atomexplosion kommt, muss man sich mit den Beinen in Richtung Explosion auf den Boden legen.» Wir waren ja auch Pioniere (sozialistische Pfadfinder) gewesen, deren Motto lautete: «Allzeit bereit!» Aber bereit wofür? Den Heldentod zu sterben, ist nicht schwierig. Doch auf das, was jetzt folgte, waren wir nicht vorbereitet. (...)

Am Montagabend, fast drei Tage nach dem Unfall, gab es in den sowjetischen Fernsehnachrichten die erste offizielle Meldung über «technische Schwierigkeiten» am Atomkraftwerk Tschernobyl. Meinen Eltern war klar: «Von der Regierung ist nichts mehr zu erwarten.» Für die meisten Menschen waren die offiziellen Informationen aber die einzig verfügbaren. Am nächsten Tag in der Metro schwiegen die Leute nicht wie sonst. Sie sprachen über Radioaktivität, schwarze Wolken und schweren Regen. Alle hatten nur noch ein Thema. Es fand eine eigenartige Verbrüderung statt. Ich war erschrocken und fasziniert zugleich. (...)

Was fortan in Kiew geschah, weiss ich von meinen Eltern und Freunden, aus vielen Briefen und Gesprächen. Die ganze Stadt war bei der Maikundgebung auf den Beinen. Kleine Kinder, Schulklassen, Mitarbeiter von Instituten, Fabrikarbeiter. Mit Flaggen, Luftballons, Transparenten wurde marschiert, halb aus Pflicht, halb mit Spass. Andere Feste gab es ja nicht. Die Luft war warm, die Stimmung fröhlich. Es folgten weitere fröhliche Tage, die Kinder spielten draussen. Offiziell wurde über die Gefahr immer noch nicht gesprochen. Aus gutem Grund: Kiew erwartete internationale Gäste. Am 7. Mai sollte die Friedensfahrt, die sozialistische Tour de France, in Kiew starten. Die Regierung schwieg weiterhin, radioaktive Wolken sah man nicht, und es war auch nichts zu riechen. Und war es denn nicht lächerlich, sich bei dem strahlenden Wetter über solche Gefahren Gedanken zu machen?

Wenige Tage später brach Panik aus. Gerüchte über Tausende von Verletzten in einer «Zone» um das Atomkraftwerk, über die Kinder der Parteifunktionäre, die angeblich schon vor Wochenfrist nachts heimlich mit Gasmasken zum Flughafen gebracht worden waren, machten die Runde. Man sprach plötzlich von Lebensgefahr in Kiew. Am 6. Mai forderten die Direktoren einiger Schulen die Eltern auf, ihre Kinder zu Hause zu lassen oder sie sogar wegzubringen, die Fenster zu schliessen, nicht mehr spazieren zu gehen und immer wieder Staub zu wischen. Wer seine Kinder nicht selbst wegbringen könne, solle sie in einer Woche

zur Schule bringen. Sie würden dann mit Bussen in Ferienheime in den Süden gebracht. Sonst sei alles in bester Ordnung. (...)

Erst am 14. Mai, zweieinhalb Wochen nach dem Ereignis, gab Gorbatschew eine Stellungnahme zu Tschernobyl im sowjetischen Fernsehen ab. Meine Schule wurde drei Tage später evakuiert. Die Schüler drängten zu den Bussen: links und rechts die Kleinen, in der Mitte die Grösseren. Maria, die Putzfrau der Schule, die während des Zweiten Weltkriegs ihre ganze Familie verloren hatte, heulte laut und hemmungslos. Hunderte von Bussen verliessen Kiew Richtung Süden. Nur die Abiturienten mussten bleiben, um ihre Prüfungen abzulegen. Was zum Teufel war Radioaktivität, wenn es um einen Schulabschluss ging? (...) Dafür rund um die Uhr Spritzwagen, die die Strassen rauf und runter fuhren und radioaktiven Staub wegspülen sollten. (...)

Bald nach dem Unfall kam die Rede davon auf, Tschernobyl (deutsch: Wermut) sei bereits in der Apokalypse prophezeit worden: «Und der dritte Engel blies seine Posaune; und es fiel ein grosser Stern vom Himmel, der brannte wie eine Fackel und fiel auf den dritten Teil der Wasserströme und auf die Wasserquellen. Und der Name des Sterns heisst Wermut. Und der dritte Teil der Wasser wurde zu Wermut, und viele Menschen starben von den Wassern, weil sie bitter geworden waren» (Offenbarung des Johannes, Kap. 8, Vers 11). Das Ende der Zeiten kam aber nicht. Irgendwann schien alles wieder gut. Das Alltägliche kehrte zurück.

Seitdem sind 20 Jahre vergangen. Und immer noch ist alles da: «Tschernobyl-Kinder», Krebsstationen, verlassene Orte, trotz Verstrahlung bewohnte Siedlungen, das anhaltende Sterben von Liquidatoren, die zu Hunderttausenden bei den Aufräumarbeiten im Einsatz gewesen waren, Frauen, die kranke Kinder zur Welt bringen, die 350 000 umgesiedelten Bewohner der unmittelbar betroffenen Zone, der alte Sarkophag, der selber einen Sarkophag benötigt. Und jetzt habe ich verstanden. Der Zerfall der Zukunft wird endlos andauern: die Halbwertszeit von Plutonium 239 beträgt 24 110 Jahre. Aber was ist das schon, verglichen mit dem abrupten Ende der Kindheit?

dal/deh, Streit über die Folgen von Tschernobyl, in: Der Tagesspiegel, 07.04.06

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/07.04.2006/2458221.asp>

Darüber, wie viele Menschen an den Folgen der Atomkatastrophe von Tschernobyl vor knapp 20 Jahren gestorben sind, wird seit damals gestritten. Am Donnerstag wurden zwei Studien veröffentlicht, die den Einschätzungen der Weltgesundheitsorganisation (WHO) und der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEO) stark widersprechen. Das Tschernobylforum, dem WHO und IAEO angehören, hatte im September eine Schätzung veröffentlicht, nach der bis heute 50 Menschen an den Folgen der Strahlenbelastung gestorben seien, insgesamt sei mit rund 4000 zusätzlichen Krebstoten in den am meisten betroffenen Gebieten der Ukraine, Weißrusslands und Russlands zu rechnen.

Der britische Strahlenforscher Ian Fairlie präsentierte „The Other Report on Chernobyl“ (Torch), eine Studie im Auftrag der grünen EU- Abgeordneten Rebecca Harms. Er wirft dem Tschernobylforum vor, fast 5000 zu erwartende Todesfälle durch Krebs verschwiegen zu haben: „Addiert man die Zahlen in der IAEO/WHO-Tabelle, kommt man auf 8930 Todesfälle durch Krebs, allein in der Ukraine, Weißrussland und Russland.“ Er spricht von einer „endlosen Katastrophe“ und geht von 30 000 bis 60 000 Krebstoten weltweit aus. Grünen-Fraktionschefin Renate Künast warf Politikern und Lobbygruppen vor, die Atomkraft zu beschönigen. „Das Risiko eines neuen Super-GAUs bleibt und wächst“.

Auch die atomkritische Ärzteorganisation IPPNW und die Gesellschaft für Strahlenschutz kommen in ihrer Studie über die „Gesundheitlichen Folgen von Tschernobyl“ zu ganz anderen Schlüssen als das Tschernobylforum. Autor Sebastian Pflugbeil von der Gesellschaft für Strahlenschutz rechnet nach Auswertung vorhandener Daten damit, dass bis 2006 allein zwischen 50 000 und 100 000 Liquidatoren gestorben seien. Das sind die Arbeiter, die nach der Katastrophe den havarierten Reaktor gesichert haben. In der

Tschernobylregion seien nach UN-Angaben zwischen 12 000 und 83 000 Kinder mit genetischen Schäden geboren worden. In Weißrussland seien seit 1986 mehr als 10 000 Menschen an Schilddrüsenkrebs erkrankt. Die IPPNW-Vorsitzende Angelika Claußen sagte: „Die 50 Toten der IAE0 sind auf jeden Fall weit untertrieben.“

Nordhausen, Frank/ Riesbeck, Peter, Ärzte vermuten bis zu 100 000 Tschernobyl-Opfer. Experten werfen der Atombehörde IAE0 die Veröffentlichung falscher Zahlen vor, in: Berliner Zeitung, 07.04.06, S. 6

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0407/politik/0023/index.html>

Manche Zahlen sind so genau, dass allein ihre Exaktheit Misstrauen erweckt. An den Spätfolgen des Unfalls im ukrainischen Kernkraftwerk Tschernobyl würden noch 3 940 Menschen sterben, verkündete die Internationale Atomenergiebehörde (IAEO) im vergangenen September. Zugleich hatte sie ermittelt, dass 50 so genannte Liquidatoren, die nach der Havarie im April 1986 direkt am Reaktor arbeiteten, bereits gestorben seien. Und so lautete das Ergebnis der IAE0-Studie: Der Atomunfall von Tschernobyl forderte 4 000 Tote, für ein erhöhtes Mortalitätsrisiko aber gebe es keine eindeutigen Beweise.

Die IAE0-Studie weckte schon damals Zweifel; nicht nur, weil mit dem steigenden Ölpreis gerade auch eine neue Debatte über die Renaissance der Kernkraft eingesetzt hatte. Heute aber bestätigen höchste Stellen die Bedenken auch schriftlich: Führende Forscher der Weltgesundheitsorganisation WHO rügen die Studie in der aktuellen Ausgabe des britischen Wissenschaftsjournals New Scientist, darunter Elisabeth Cardis von der Internationalen Agentur für Krebsforschung IARC, einer Außenstelle der WHO in Lyon. Dumm nur, dass sich die Atomenergiebehörde ausdrücklich auf Untersuchungen von Cardis und Daten der IARC beruft.

Cardis kündigt eine neue WHO-Studie für Ende April an. (...)

"Der andere Bericht zu Tschernobyl" nennt Fairlie seine Studie. Wissenschaftlich sauber räumt er ein: "Das Problem ist natürlich, dass man jedes individuelle Opfer nicht eindeutig auf die zusätzliche Strahlenbelastung von Tschernobyl zurückführen kann." Daher mochte er auch keine Zahl an Krebsopfern für Deutschland angeben. (...)

Noch dramatischere Zahlen präsentierten die Internationalen Ärzte gegen den Atomkrieg und die atomkritische Gesellschaft für Strahlenschutz gestern in Berlin. Sie stellten eine Studie vor, in der sie ebenfalls vorliegende Forschungen auswerten. Demzufolge sind seit dem Unfall 50000 bis 100 000 Liquidatoren gestorben. 540 000 bis 900 000 der etwa eine Million Liquidatoren seien bereits Invaliden. Als Quelle werden unter anderem Register ukrainischer Ministerien genannt.

Der Vorsitzende der Gesellschaft für Strahlenschutz, Sebastian Pflugbeil, warf der IAE0 vor, falsche Zahlen zu publizieren. "Die gesundheitlichen Folgen des Unfalls sind weit verheerender", sagte er. So sei in den verstrahlten Gebieten bereits eine starke Zunahme von Leukämie und Schilddrüsenkrebs festzustellen. Säuglingssterblichkeit und Fehlbildungen hätten seit dem Unfall auch in Deutschland zugenommen. Die Neurologin Angelika Nyagu aus Kiew sagte, der IAE0-Report sei nur dadurch zu erklären, dass die Atombefürworter, auch die ukrainische Regierung, die globale Dimension der Katastrophe verschleiern wollten. Ukrainische Studien, die das Gegenteil belegten, seien von der Wiener Behörde nicht berücksichtigt worden. Sie forderte eine unabhängige Untersuchung der Tschernobyl-Folgen.

Balsmeyer, Heiko, Streit über Opferzahlen. Sitzung des Bundestagsumweltausschusses zu 20 Jahren Tschernobyl, in: Neues Deutschland, 06.04.06

<http://www.nd-online.de/artikel.asp?AID=88477&IDC=2&DB=O2P>

Aus Anlass des 20. Jahrestages des Unfalls im Atomkraftwerk Tschernobyl am 26. April 1986 befasste sich der Umweltausschuss des Bundestages mit dessen Folgen und Bewertungen.

Insbesondere die Auseinandersetzung zwischen Vertretern der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEO) und der Ärzte gegen Atomkrieg (IPPNW) offenbarte das Ausmaß der wissenschaftlichen Differenzen und der unterschiedlichen politischen Schlussfolgerungen. Die Pressesprecherin der IAEO, Melissa Flemming, stellte den Abgeordneten die Ergebnisse einer Gesundheitsstudie ihrer Organisation vor, an der acht UNO-Organisationen beteiligt waren. Danach soll sich die Zahl der Toten durch Tumore infolge von Strahlung auf insgesamt 4000 beschränken. An den Folgen akuter Verstrahlung seien 50 Menschen gestorben. (...)

Folgerichtig griff Angelika Claußen, stellvertretende Vorsitzende der deutschen IPPNW-Sektion, die Studie der IAEO direkt an. »Sie manipulieren Daten«, kritisierte sie die in Wien beheimatete Organisation. Claußen bezog sich dabei auf eine Gegenstudie von Sebastian Pflugbeil, der sich die Quellen genauer angesehen hat. Danach würden in der von der IAEO zitierten Studie bereits 9000 Tote errechnet, die darin zitierte Originalquelle spreche aber von zu erwartenden 8000 bis 22 000 Toten in Folge der Strahlung. Insbesondere aber die Schicksale der als »Liquidatoren« bezeichneten Aufräumarbeiter werden offenbar verdrängt. Nach Angaben von Claußen wurden 600 000 bis eine Million Arbeiter zu diesem Zweck eingesetzt und dabei massiven Strahlendosen ausgesetzt. 50 000 bis 100 000 von ihnen seien bereits verstorben, 90 Prozent müssten als schwer erkrankt bezeichnet werden. Diese Aufräumarbeiter würden von der IAEO nicht einmal erwähnt. Auch sei der Fokus der untersuchten Krankheiten zu eng. Die Folgen beträfen den gesamten Körper. Vor allem hirngorganische Erkrankungen seien festzustellen, aber auch Erkrankungen von Sinnesorganen sowie der Verdauung. Entsprechend forderte die IPPNW-Vertreterin von der Politik den Ausstieg aus der Atomenergie.

Und der Atomkritiker Klaus Traube ergänzte als wesentliche Lehre aus Tschernobyl, dass es sichere Atomkraftwerke nicht geben könne. Er beschrieb den Unfall im April 1986 als ein Zusammenspiel aus einem Verstoß der Beschäftigten gegen die Betriebsvorschriften mit mehreren konstruktionsbedingten Mängeln. Das Vorhandensein von Graphit habe durch dessen Brand zusätzlich zur weiträumigen Ausbreitung der Radioaktivität beigetragen. Er erinnerte aber auch an betriebsbedingten Leichtsin in deutschen Atomkraftwerken. So sei es in Brunsbüttel 1979 zu einem gravierenden Störfall gekommen, weil ein bestimmter Teil des Betriebssystems einfach abgestellt worden war. Dieses System hatte vorher mehrmals Fehlalarm ausgelöst. In Philippsburg wurde vor wenigen Jahren bekannt, dass die Notkühlbehälter nur teilweise befüllt waren, weil das Nachfüllen zu lange dauerte. Auch die Ruine des Reaktors in der Ukraine ist nach 20 Jahren selbstverständlich nicht zur Ruhe gekommen. Es sind noch wichtige Arbeiten zur weiteren Sicherung zu machen. So berichtete der deutsche Botschafter in Kiew, Dietmar Stüdemann, von 80 000 Brennstäben, die noch immer auf dem Gelände lagern, weil man noch keine Entsorgungsmöglichkeit gefunden habe. Zudem müsse der alte Sarkophag stabilisiert werden. Für die notwendigen Bauarbeiten habe es eine Ausschreibung gegeben, politische Differenzen würden aber einen Abschluss dieses Verfahrens blockieren. Faust ergänzte, dass zusätzlich aus Mitteln des European Shelter Fund mit einer Milliarde Euro ein Bogen über den Sarkophag gebaut werden soll.

Filmreihe

Anlässlich des 20. Jahrestages der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl zeigt das Berliner Kino »Arsenal« im April (jeweils um 19.30 Uhr) vier herausragende Dokumentarfilme aus Österreich, Schweden, Japan und Weißrussland, die in ganz unterschiedlicher Weise die Folgen der Reaktorkatastrophe in den Blickpunkt rücken.

7. April: Pripyat (Nikolaus Geyrhalter /Österreich 1999). Über die heute unbewohnte Stadt nahe dem AKW Tschernobyl.

13. April: Ljudmilas Stimme (Gunnar Bergdahl /Schweden 2001). Porträt der Witwe eines der ersten sechs Feuerwehrmänner, die nach der Reaktorexpllosion zur Stelle waren.

19. April: Nadjas Dorf (Seiichi Motohashi/Japan 1997) Über die sechs nach der Evakuierung zurückgebliebenen Bewohner des Dorfes Dudichi in Bjelarus.

30. April: Oasis (Juri Chaschtschewatski/Bjelarus 1996). Bilder aus der »verbotenen Zone« um Tschernobyl.

Langer, Annette, "Oh Gott, es regnet". Angst, Unwissenheit, Desinformation: Nach dem Reaktorunfall von Tschernobyl war die Panik im Westen so groß wie die Verschwiegenheit jenseits des Eisernen Vorhangs. Doch auch heute herrscht keineswegs Klarheit über das wahre Ausmaß der Katastrophe, in: Spiegel-online, 05.04.06

<http://www.spiegel.de/panorama/0,1518,409013,00.html>

Hamburg - Wer die düsteren Tage im April 1986 erlebt hat, kann es noch nachvollziehen: Der Horror, das Entsetzen, die lähmende Hilflosigkeit angesichts der größten zivilen Atomkatastrophe aller Zeiten. Im Lenin-Kraftwerk im ukrainischen Tschernobyl war ein Reaktor explodiert. "Feuer außer Kontrolle", warnte die "Financial Times", "Angst, Angst, Angst" titelte der SPIEGEL. "Oh Gott, es regnet", flüsterten sich die Menschen zu.

Während sich die einen fassungslos die Augen rieben ob des Versagens allmächtiger Technik, feierten Atomkraftgegner und notorische Warner mit dem Untergang des Reaktorblocks 4 einen bitteren Triumph. Alle anderen sahen zu, wie die europäischen Regierungen zwischen Desinformation und Inkompetenz um die Wahrheit herumlavierten.

"Das Entsetzliche wird verharmlost", kritisierte die "taz" die "katastrophale Informationspolitik" der Moskauer Regierung. "Dichthalten, so lange es geht" subsumierte die "Süddeutsche Zeitung" die klassische Schweige-Strategie der Sowjets. Erst drei Tage nach dem Unfall, am 29. April, bestätigten die Behörden offiziell den Vorfall. Über das Ausmaß der Katastrophe und erste Opfer kein Wort. (...)

"Bitte gründlich durchlüften"

Im tausend Kilometer entfernten Skandinavien wurde man zum selben Zeitpunkt langsam nervös: Die alarmierend hohen Strahlenwerte, die dort gemessen wurden, versetzten Experten und Regierungen in Alarm. Verwirrung über Grenz- und Messwerte sowie adäquate Maßnahmen bestimmten in Deutschland die Reaktion. (...)

Die besorgten Bürger mogelten sich durch die Krisenzeit: Man ließ die Finger von radioaktiv verseuchter Frischmilch, sperrte die Kinder im Haus ein und stellte sich bei Regen unter. Manch einer vergiftete sich mit einer Überdosis Jod-Tabletten. Exemplarisch für die eklatante Unwissenheit in Sachen atomarer Ernstfall ist eine vom dänischen Umweltministerium nach dem Unfall in Umlauf gebrachte Informationsbroschüre. Darin heißt es: "Wenn die radioaktive Wolke kommt, geh in dein Haus und dreh das Radio an. Bleib ruhig. Lass deine Kinder, wo sie sind. Hat sich die Wolke verzogen, dann lüfte gründlich durch."

Doch auch heute, 20 Jahre nach dem GAU, ist eine objektive Bewertung der Katastrophe schwierig. Zu wenig repräsentativ sind die wissenschaftlichen Erhebungen, zu übermächtig die unterschiedlichen wirtschaftlichen und politischen Interessen der Lobbyisten. Weil die sowjetischen Behörden zudem massiv Statistiken manipulierten oder Daten zurückhielten, scheint es unmöglich, die Zahl der Opfer auch nur halbwegs korrekt zu ermessen. Die Angaben schwanken zwischen einigen Dutzend und 250.000.

Diffizile Zahlenspiele

Auch die internationale Atomenergiebehörde IAEA wiegelt ab: Sie zeigt auf ihrer Website ein Video, das in zwei Minuten und 30 Sekunden das "wahre Ausmaß" des Tschernobyl-Desasters beschreiben soll. Darauf zu sehen: Glückliche Kühe, weidende Wildpferde, spielende Kinder und ukrainische Bauern, die bei strahlendem Sonnenschein Weizen ernten. (...)

Die Ergebnisse des 600-Seiten-Berichts: Nein, es gebe keinen Beweis auf eine Zunahme von Leukämie, Krebserkrankungen oder strahlungsbedingten Missbildungen in der Region. Zwar seien 4000 Kinder und Jugendliche an Schilddrüsenkrebs erkrankt. Mit Ausnahme von neun Todesfällen seien jedoch alle wieder gesund geworden, so die Autoren. Auch die Zahl der Opfer sei mit 50 registrierten und etwa 4000 zu erwartenden Toten unerwartet niedrig.

"Die IAEA manipuliert Zahlen - und zwar ihre eigenen", wettet dagegen Angelika Claußen, Vorstandsvorsitzende des Vereins Internationale Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges (IPPNW). Eine Organisation, die laut Satzung die friedliche Nutzung der Atomenergie fördere, könne man nur als parteilich bezeichnen. "Die IAEA-Studie, die viele Fakten unterschlägt, ist zu einem Zeitpunkt erschienen, in dem es international um eine Renaissance der Atomenergie geht. Dies als Lobby-Arbeit zu bezeichnen, halte ich noch für untertrieben", so die Trauma-Therapeutin, die sich seit Jahren mit den Folgen von Tschernobyl beschäftigt.

"Das, was wir jetzt sehen, ist doch erst die Spitze des Eisberges", sagt Claußen. Schließlich lägen die Latenzzeiten für die Entwicklung von Krebs bei Erwachsenen bei bis zu 35 Jahren. Allein in der stark verstrahlten Region Gomel in Weißrussland seien aber bereits 50.000 Menschen an Schilddrüsenkrebs erkrankt, man rechne mit insgesamt 100.000 Fällen der Krankheit. Von den etwa 800.000 Liquidatoren seien mindestens 50.000 verstorben und 90 Prozent schwer erkrankt.

Todesursache: Lähmender Fatalismus

Die Gemeinschaftsstudie vom September wittert Gefahr vor allem im Umgang mit der Strahlung: Unwissenheit und Armut hätten die Bewohner der Katastrophenregion dazu verleitet, weiterhin mit radioaktivem Cäsium belastete Lebensmittel wie Wildfleisch, Pilze, Beeren und Gemüse aus dem eigenen Garten zu verzehren. Außerdem hätten "Mythen und Fehlaufassungen" in Bezug auf die Strahlungsgefahr zu einem "lähmenden Fatalismus" bei den Einwohnern geführt, heißt es in der Presseerklärung zu dem Bericht.

Das muntere Fazit des Leiters des WHO-Strahlenprogramms, Michael Repacholi: "Alles in allem ist das Ergebnis eine beruhigende Nachricht." Psychotherapeutin Claußen dagegen behauptet, eine solche Schlussfolgerung sei nur möglich, weil die IAEA noch immer Forschungsergebnisse unter Verschluss halte und unabhängigen Beobachtern selbst den Zugang zu Konferenzen erschwere. (...)

Heute wird - im Westen wie im Osten - die Atomenergie wieder als sauber und sicher gepriesen. Die hässliche Fratze der Strahlung, wie sie sich dem US-Mediziner Richard Champlin bei seinem Aufenthalt in Tschernobyl im Mai 1986 zeigte, wird dabei allzuoft vergessen. Champlin berichtete damals der "Los Angeles Times":

"Ein Patient, den ich nicht vergessen kann, war ein etwa 30-jähriger sowjetischer Arzt. In seiner Mundhöhle und auf seinem Gesicht bildeten sich große schwarze Herpes-Blasen, häufig die ersten Anzeichen einer Strahlenvergiftung. Seine Haut löste sich buchstäblich vor unseren Augen auf. Als erstes rötete sich die empfindliche Haut in der Leistenbeuge und unter den Achselhöhlen, dann bildeten sich dort Geschwüre, die sich bald über seinen ganzen Körper ausbreiteten. Nach wenigen Tagen war er mit roten, nässenden Hautverbrennungen übersät. Die Schleimhäute in den Därmen waren zerfallen, und er litt unter schwerem, blutigem Durchfall. Er starb zwölf Tage nach der Explosion, eine Woche nach einer Knochenmarkstransplantation."

Nordhausen, Frank, Die unverstandene Katastrophe. Atomphysiker Tschetscherow über Fehlinformationen zum Unglück von Tschernobyl, in: Berliner Zeitung, 03.04.06, S. 9

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0403/politik/0021/index.html>

Vor zwanzig Jahren, am 26. April 1986, explodierte der Reaktor Nummer 4 des Atomkraftwerks in Tschernobyl. Einen Monat später flog der Moskauer Atomphysiker

Konstantin Tschetscherow erstmals mit dem Hubschrauber und einem gerade erworbenen amerikanischen Strahlenmessgerät, über den Unglücksreaktor in der Ukraine. Er sah tausende Soldaten, die radioaktives Material bargen. Tschetscherow war aufgeregt, er dachte, das ist die Chance meines Lebens: einer der ersten zu sein auf einem unerforschten Territorium.

Seither hat niemand das größte zivile Unglück aller Zeiten so gründlich untersucht wie er. Mehr als 1 500mal ist Konstantin Tschetscherow, Mitarbeiter des Moskauer Zentrums für Atomenergie, des Kurtschatow-Instituts, in dem Reaktorblock gewesen. Er hat gemessen und gefilmt und seine Analysen in weit mehr als hundert Artikeln publiziert. (...)

Tschetscherow ist unbequem. Der Mann, der den Unglücksreaktor so gut kennt wie niemand sonst, stellt die Lehrmeinungen über den Hergang der Katastrophe und die Folgen radikal in Frage. Er erklärt, dass 1986 nicht nur drei bis fünf Prozent des radioaktiven Brennstoffs in die Umwelt gelangt seien, sondern mehr als 90 Prozent der rund 200 Tonnen Uran und Plutonium. "Als ich das erste Mal im Reaktorschacht war, war ich total überrascht", sagt der russische Atomphysiker. "Wir hatten Massen von geschmolzenem Material aus den Brennstäben erwartet. Aber der Schacht war fast leer. Der Brennstoff ist damals rausgeflogen, 20 Meter über dem Reaktorgebäude in einer Explosion von 40 000 Grad Celsius verdampft und über Nordeuropa verteilt worden. Hätte sich die Explosion wirklich im Reaktor ereignet, dann würden wir darin nicht komplett erhaltene Installationen und sogar Farbreste finden."

Tschetscherows Entdeckungen hätten enorme Konsequenzen für die Bewertung des Unglücks. Die Langzeitfolgen für Gesundheit und Umwelt müssten weit gravierender als bisher eingeschätzt werden, auch das Risiko bei deutschen Reaktoren. Der neue Sarkophag über der Reaktorrüine müsste ganz anders konstruiert werden als geplant. "Eine Gefahr für Westeuropa geht von dem Gebäude nicht mehr aus, sondern nur für die unmittelbare Umgebung", sagt Tschetscherow. "Es reicht aus, ihn zu stabilisieren."

Tschetscherows Thesen sind im Westen bekannt, werden weitgehend abgelehnt, aber zunehmend diskutiert. "Westliche Experten haben den Reaktor nie von innen begutachtet", sagt Tschetscherow. (...)

Weit größer als die Gefahren durch einen Einsturz seien andere, so Tschetscherow. Ständig würde strahlendes Material, darunter kiloschwere Brennstäbe, gestohlen. Zuletzt wurden 2005 Teile von Brennstäben bei Arbeitern entdeckt. Dringend sei auch, ein Endlager für hunderte von Tonnen Uran und Plutonium in den abgeschalteten Blöcken eins, zwei und drei des Meilers zu errichten. "Davon droht echte Gefahr. Die können nur noch acht Jahre dort bleiben."

In Russland habe man viel aus Tschernobyl gelernt, meint der Atomphysiker. Kann er sich vorstellen, dass sich eine solche Katastrophe wiederholt? "Jederzeit und überall", sagt Tschetscherow. "Atomkraftwerke sind äußerst komplexe Systeme. Und Menschen machen Fehler."

Lossau, Norbert, "Willkommen in der Hölle" Tschernobyl 20 Jahre nach der Katastrophe, in: Die Welt, 30.03.06

<http://www.welt.de/data/2006/03/30/867018.html>

Tschernobyl 20 Jahre nach der Katastrophe: Es gibt ein Besucherzentrum, für Wissenschaftler eine Bar und landestypische Küche. Die 3860 Mitarbeiter des Kernkraftwerks reisen täglich per Transit durch Weißrußland an. Die Zahl der Toten infolge der Strahlung wird auf bis zu 100 000 geschätzt.

(...)

Auch fast zwanzig Jahre nach dem Unglück von Tschernobyl arbeiten in dem weltweit bekannten Kraftwerk, das einst das größte der Welt werden sollte, noch 3860 Mitarbeiter, die

heute in Slavutitsch leben. Mit dem Fahrrad läßt sich der Weg zur Arbeit nicht mehr bewältigen. Die Bahnfahrt zum Kraftwerk dauert 45 Minuten.

Durch den frischen Schnee stapfen die Arbeiter der Frühschicht zum Bahnhof, um am Gleis 2 in den Zug nach Tschernobyl zu steigen. Der Tag beginnt für sie mit einer Auslandsreise - die Trasse führt durch einen Zipfel weißrussischen Staatsgebietes - und durch die radioaktiv hochbelastete Sperrzone, die man hier ganz ohne Ironie als "strahlenökologischen Naturpark" bezeichnet. Umgeknickte Telefonmasten zwingen die Telefondrähte entlang der Bahnstrecke zu einem eigenwillig geschwungenen Auf- und Ab. Wenn der Zug auf der langen Stahlfachwerk-Brücke den Fluß Pripjat überquert, erscheint auf der linken Seite die bekannte Tschernobyl-Skyline mit dem Sarkophag. Kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof ist auf einer Wand das Graffiti "Welcome to hell" zu lesen: Willkommen in der Hölle - mit Pendelverkehr. (...)

"Die Bausubstanz des Sarkophags ist nicht mehr stabil", warnt Andrej Schazman, stellvertretender Generaldirektor des Kraftwerks Tschernobyl, "wir können die Sicherheit für die nächsten Jahre nicht mehr garantieren." Tatsächlich ist schon seit einem Jahrzehnt der Bau eines neuen, zweiten Sarkophags geplant, der den alten wie ein schwungvolles Bahnhofsdach freitragend umspannen soll. Auch das aus dem Westen kommende Geld für den 108 Meter hohen "ARK" steht schon bereit, nur gibt es noch immer keine Entscheidung der Ukraine, ob denn nun ein französisches oder amerikanisches Konsortium den Zuschlag für den Milliarden-Auftrag erhalten soll.

Direkt am Sicherheitszaun, 130 Meter vor dem Sarkophag, wurde aber immerhin schon mal ein Besucherzentrum errichtet. Durch eine riesige Panorama-Glasscheibe können hier im zweiten Stock Neugierige einen Blick auf die Westwand des Sarkophags werfen und sich von einer sehr sachkundigen Hosteß in perfektem Amerikanisch erzählen lassen, welche gigantischen Strahlenwerte im Sarkophag herrschen. Zur durchaus touristentauglichen Inszenierung gehört eine rote Leuchtziffer-Anzeige, auf der jederzeit die aktuelle Strahlenbelastung abzulesen ist - Meßdaten aus der Vorhölle: 0,2 Milliröntgen pro Stunde. (...)

Wie oft Menschen der Strahlenhölle einen Besuch abstatten, kann oder will die adrette Öffentlichkeitsarbeiterin nicht verraten. Wenige hundert Meter entfernt ist aber in den vergangenen Jahren ein großer, blau gestrichener Betonbau entstanden, der Umkleide- und Dekontaminationsmöglichkeiten für 1400 Sarkophag-Arbeiter bietet. Spätestens beim Bau der neuen Schutzhülle dürfte diese Kapazität benötigt werden.

Viele Liquidatoren, die nach dem Unglück in der Nähe der strahlenden Atomruine an den Aufräum- und Sicherungsarbeiten beteiligt waren, sind inzwischen verstorben. Der 67jährige Victor Karlov, damals Schichtleiter im Kraftwerk von Tschernobyl, gehört zu den Überlebenden. Von April bis Dezember 1986 hatte er am Unglücksort Dekontaminationsarbeiten durchgeführt und war dabei hohen Strahlendosen ausgesetzt. Ein Magendurchbruch, mehrere Herzinfarkte, chronische Kopfschmerzen und fünf Operationen haben seinen Stolz nicht gebrochen: "Die ganze Welt schrie, die Sowjetunion könne die Folgen des Unglücks nicht bewältigen. Doch wir haben es geschafft." Und nach einer kleinen Pause fügt er hinzu: "Wenn das bei euch im Westen passiert wäre - ihr hättet das nicht geschafft." (...)

Innerhalb einer 30-Kilometer-Zone um den Unglücksreaktor dürfen Menschen nicht permanent leben. Doch schon im 800 Jahre alten Ort Tschernobyl, rund fünf Kilometer südlich des Kraftwerks, wohnen jeweils wochenweise einige Dutzend Wissenschaftler aus aller Welt, um "in der Zone" die Auswirkungen der Radioaktivität auf Pflanzen und Tiere zu erforschen. Die meisten Häuser von Tschernobyl sind verlassen, doch an einer Straßenecke strahlt in roten Lettern die Leuchtreklame "Cafe - Bar": Minimalistische Infrastruktur für eine Handvoll idealistischer Ökoforscher. Einige Häuserblocks weiter wird im "Tschernobyl-Center" gar landestypische Gastronomie geboten. Ja, man kann in Tschernobyl essen gehen.

Ansonsten leben in der 30-Kilometer-Zone - geduldet von den Behörden - nur noch etwa 350 alte Menschen. Sie sind in ihre Heimat zurückgekehrt, weil sie nach der Zwangsumsiedelung

in der Ferne nicht glücklich wurden. Sie vermißten in Plattenbausiedlungen das eigene Haus auf dem Land, den Wald oder den Fluß. Überdies wurden sie nicht selten von Einheimischen als "Tschernobyl-Opfer" stigmatisiert. "Die haben uns wie Aidskranke behandelt", beklagt eine alte Frau, die in einer pittoresken Ortschaft mit noch 39 Einwohnern lebt. Der Staat läßt die Alten gewähren, die jedoch nur mit behördlicher Genehmigung Besuch von ihren erwachsenen Kindern erhalten dürfen - aber keinesfalls von den Enkeln, die man vor dem Risiko durch Radioaktivität bewahren möchte. (...)

Wer nach dem Tagesbesuch bei Siedlern im Wald, den Forschern in Tschernobyl oder dem Sarkophag die Sperrzone wieder verlassen möchte, hat dafür Zeit bis 18 Uhr. Bis zum nächsten Morgen bleiben die Schlagbäume unten. Pünktlichkeit ist also angeraten. Denn wer möchte schon in der Hölle übernachten.

Schuh, Hans, Es gibt ein Leben nach Tschernobyl, in: Die Zeit, 30.03.06 (14/06), S. 15-22

<http://www.zeit.de/2006/14/Tschernobyl?page=all>

Zuerst kehrten die Alten zurück, denen Heimat mehr bedeutete als Radioaktivität. Zwanzig Jahre nach der Reaktorkatastrophe haben sich die Menschen der Region mit der Strahlung trotzig arrangiert

Auf den ersten Blick bietet die alte Frau ein Bild des Jammers. Ein schmutziggrauer Wollschal umrahmt ihr tief zerfurchtes Gesicht, ihre krumme, rot gefrorene Hand umklammert ein Säckchen Brennholz, das sie auf dem Buckel durch den tiefen Schnee schleppt. Doch als sie stehen bleibt und spricht, da blitzen ihre Augen freundlich, und ihr Gesicht strahlt eine Lebensfreude aus, die in seltsamem Kontrast steht zu dem Elend, in dem sie lebt. Sie heißt Hanna Michaelowna Radkiewitsch, und ihr Dorf heißt Ilincy – lauter verlassene, zerfallende Holzhäuser, in den Gärten wuchert junger Wald. Ilincy liegt in der Ukraine, in der verstrahlten Sperrzone um Tschernobyl, etwa zwanzig Kilometer vom zerstörten Reaktor entfernt. (...)

Seit 1947 wohnt Hanna Radkiewitsch in Ilincy. Das Dorf hatte mehr als 600 Einwohner, als es im Mai 1986 zwangsevakuert wurde, kurz nach der Explosion des Reaktors. »Nur für drei Tage«, wurde ihnen gesagt. Aus den Tagen wurden Wochen. Aus den Wochen Monate, Jahre, Jahrzehnte.

So lange haben viele der Vertriebenen gar nicht erst gewartet. Zehntausende sind aus dem vom radioaktiven Fallout belasteten Dreiländereck von Weißrussland, Russland und der Ukraine ausgewandert, vor allem junge, gut ausgebildete Leute. Vielen Älteren schlug das Leben in ungewohnter Umgebung schwer aufs Gemüt – ohne Arbeit und Perspektive, die Einheimischen zeigten ihnen oft die kalte Schulter, etliche hatten selbst auf den vergebene Wohnraum gehofft. (...)

Aus den fließenden Gewässern ist die Radioaktivität weitgehend verschwunden, nur in den Sedimenten finden sich noch strahlende Überreste. Auf der zugefrorenen Pripjat, dem Fluss, der das Kühlwasser für den Unglücksreaktor lieferte, sitzen wieder die Eisfischer und angeln. Verdrängen sie alles, oder sind die Männer einfach realistisch? (...) Das Tschernobyl-Forum benennt auch die Hauptgefahr, die in den Böden lauert: Cäsium. Dieses radioaktive Element ist mit Kalium eng verwandt. Kalium wiederum ist ein essenzieller Stoff für Pflanzen, Tiere und Menschen. Ohne Kalium gäbe es keine Atmung, schlüge kein Herz. Da die Natur mit wichtigen Stoffen sparsam umgeht, wird Kalium im Waldboden sorgsam recycelt. Pilze und Wurzeln saugen es aus dem Humus. Dummerweise gerät dabei auch das verwandte Cäsium in die Recyclingmühle der Natur – das Tschernobyl-Forum warnt, die Cäsium-Belastungen vor allem in Waldgebieten dauerten noch Jahrzehnte an.

Doch viele lassen sich von den Warnungen nicht mehr beeindrucken. Man hat sie immer wieder belogen, die akute Gefahr durch den explodierten Reaktor verschwiegen, sie mit falschen Versprechen zwangsevakuert, die Rücksiedler in den Sperrzonen dann doch geduldet – wem soll man glauben? Zum Teufel mit der Wissenschaft! Die kann zwar mit Geigerzählern belegen, dass die Lebensweise verschiedener Tierarten auf gleich stark

strahlenden Böden zu drastischen Unterschieden der Cäsium-Belastung ihres Fleisches führt. So hat die Französisch-Deutsche Initiative für Tschernobyl in ihrer jüngst veröffentlichten Studie zur Radioökologie in der Region festgestellt, dass sich Rinder und Zuchtschweine am wenigsten, Hirsche und Wildschweine am meisten Radioaktivität aufsacken. Eine Wildsau frisst sich durchschnittlich die achtfache Strahlung einer Kuh an.

Andererseits vermehren sich diese hoch kontaminierten Wildschweine in der Sperrzone so prächtig, dass sie zur Plage wurden. In Ilincy plündern sie Rücksiedlern die Gärten. Zu ihrer Abwehr hat ein Siedler einen Zaun errichtet: Aus verlassenen Nachbarhäusern hat er mit Metallfedern bestückte Rahmen aus den Betten geholt. Senkrecht nebeneinander in den Boden gesteckt, wehren die ehemaligen Matratzenlager nun Wildsäue ab. (...)

Da Cäsium sich mehr in der Milch als im Fleisch ansammelt, hat man von Milch- auf Fleischwirtschaft umgestellt. Französische Limousin-Rinder werden gezüchtet, feinstes Fleisch. Die radioaktive Belastung der Weiden wurde durch Pflügen auf ein Zehntel gesenkt, die einst oberflächennahe Strahlung gelangt nun nicht mehr so leicht in die Graswurzeln. Vermehrt wird Raps angebaut, da er weniger Radioaktivität aufnimmt als Weizen. Gezielte Kalidüngung versorgt die Pflanzen mit dem notwendigen Element, sie nehmen dann viel weniger Cäsium auf, den strahlenden Kaliumersatz. Und vor dem Schlachten wird die Strahlung der Rinder gemessen. Ist sie zu stark, kommen sie in strahlenhygienische Quarantäne. Auf sauberem Grund erhalten sie nur sauberes Futter. Das gut wasserlösliche Radiocäsium wird via Harn aus dem Körper gespült. Nach wenigen Wochen sind die Rindviecher clean und schlachtreif. Sollte sich Milch als zu hoch belastet erweisen, wird eben Butter daraus gemacht. Die wasserlöslichen Becquerel bleiben in der Molke, sie wird entsorgt.

In Bragin hat nicht nur die Wissenschaft für radiologische Entspannung gesorgt, auch der gewöhnliche Zerfall des Cäsiums hat dazu beigetragen. In den 20 Jahren ist so ein Drittel dieser Strahlung verschwunden. Bragin wurde umgestuft in eine geringer belastete Kategorie, gegen den Protest der Einheimischen. Denn an die Strahlenbelastung sind Vergünstigungen geknüpft, die nun entfallen. Genau diese Strukturen kritisiert die Studie des Tschernobyl-Forums. Sie fordert eine Abkehr von »perversen Anreizen«, die Millionen Menschen in einer Opferhaltung verharren lassen. Denn der Status eines »Tschernobyl-Opfers« bringt, je nach Schweregrad, Privilegien, etwa bessere medizinische Versorgung, Sanatoriumsaufenthalte, Wohnraum und Invalidenrenten, die Durchschnittsgehälter deutlich übertreffen können. (...)

Vor zwanzig Jahren wurden in Tschernobyl 116000 Menschen sofort evakuiert, 350000 wurden umgesiedelt. Und die Gefahr ist nicht gebannt. Der Sarkophag aus Beton, unter dem der zerstörte Reaktorblock ruht, kann zusammenbrechen und die Umgebung erneut radioaktiv verstrahlen. In einer internationalen Gemeinschaftsanstrengung soll er auf Dauer stabilisiert werden.

Nach Ansicht des Tschernobyl-Forums stellen die psychischen Belastungen der Bevölkerung das größte Gesundheitsproblem dar, das der Unfall verursacht hat. Verstärkt durch den wirtschaftlichen Niedergang, durch Arbeitslosigkeit, Missbrauch von Alkohol und Tabak ist die mittlere Lebenserwartung dramatisch gesunken. Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Verletzungen und Vergiftungen übertreffen bei weitem die strahlenbedingten Erkrankungen. Da der wirtschaftliche und soziale Niedergang eng mit der Tschernobyl-Katastrophe verwoben ist, wird es eine klare Opferbilanz der Reaktorexpllosion niemals geben.

Gefe, Christiane, Der deutsche Glaubenskrieg. Die Hysterie nach Tschernobyl war groß in Deutschland. Doch wie gefährdet waren wir wirklich? Ab wann ist radioaktive Strahlung schädlich?, in: Die Zeit, 30.03.06 (14/06), S. 15-22

<http://www.zeit.de/2006/14/Sptfolgen>

»Keine akuten Gefahren«, beschwichtigte die Kohl-Regierung – aber Frischmilch mit mehr als 500 Becquerel radioaktiver Belastung sollte man seinen Kindern lieber nicht zu trinken geben. Oder waren schon 50 Becquerel zu viel, wie die hessische Regierung festlegte; gar bloß 15, so das damals noch junge Öko-Institut kritischer Wissenschaftler?

Hinter dem Chaos der unvorbereiteten Institutionen stand von Anfang an auch der Streit der Wissenschaftler über die gesundheitlichen Folgen der Atomkatastrophe. (...)

Kern des Streits war und ist die Frage, ob auch kleine Mengen radioaktiver Strahlung krank machen. Denn wer nicht kiloweise Wild, Salat und Pilze zu sich nahm, der war in Deutschland nur einer geringen Belastung ausgesetzt. Die effektive Dosis aufgenommener Strahlungsenergie wird als Millisievert (mSv) bezeichnet und im ersten Jahr nach der Katastrophe mit einem, über die restliche Lebenszeit einem weiteren mSv angegeben. Das sei deutlich niedriger als die Hintergrundstrahlung, sagt Herwig Paretzke, die sich aus natürlich vorkommender Radioaktivität sowie den Auswirkungen des Fallouts früherer Atomversuche ergebe.

Die Gegenspieler. Paretzke leitet das Institut für Strahlenschutz am GSF-Forschungszentrum für Umwelt und Gesundheit in München. Er vertritt wie die Mehrheit der Strahlenschutzkommission die vorherrschende Lehrmeinung: »Keine nachweisbaren Gesundheitsschäden in Deutschland.« Andere Einschätzungen verwirft er als »Prinzessin-auf-der-Erbse-Syndrom«: »Je geringer das Risiko, desto größer die Aufregung.«

Auf der anderen Seite steht eine kleine Gruppe von Mahnern, darunter Edmund Lengfelder, Strahlenbiologe an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität, der über Jahre in Weißrussland und der Ukraine recherchiert und dort krebskranke Kinder therapiert hat. Nach seiner Überzeugung gibt es gesundheitliche Auswirkungen der Reaktorkatastrophe »nachweislich auch im Westen«. (...)

Der Humangenetiker Karl Sperling wechselte im damaligen West-Berlin die Seiten, nachdem ihm dort eine hohe Zahl mongoloider Kinder aufgefallen war. Etwa neun Monate nach dem Reaktorunfall fand Sperling in offiziellen Gesundheitsdaten eine erhebliche Zunahme der Erbkrankheit. Die Geburtsstatistiken wurden in der Inselstadt lückenlos erhoben, Sperling konnte auf diese Weise andere mögliche Ursachen, etwa das Alter der Mütter, ausschließen. In seinem Fall fällt es der konventionellen Strahlenschutz-Fraktion daher schwerer als bei anderen, die Ergebnisse in Zweifel zu ziehen.

Probleme der Nachweisbarkeit. Der Hauptvorwurf derjenigen, die niedrige Strahlung nicht für gefährlich halten, richtet sich gegen die mangelnde Aussagekraft von Studien wie der von Sperling, bei denen nur Statistiken ausgewertet und keine Einzelfälle untersucht werden. Denn die niedrigen Strahlendosen lassen sich von anderen möglichen Einflussfaktoren kaum trennen. Totgeburten etwa können auch durch psychischen Stress, hohen Zigarettenkonsum oder Umweltbelastungen verursacht worden sein. Noch schwieriger wäre der Nachweis möglicher Strahleneffekte bei hoch komplexen Krankheiten wie Immun- und Herz-Kreislauf-Schwächen oder Krebs. Unumstritten beweiskräftig sind nur große Fallzahlen bei hohen Strahlendosen und einschlägigen Krankheitsbildern, etwa beim Schilddrüsenkrebs in der Ukraine und Weißrussland. In Deutschland aber gibt es nicht mal ein Krebsregister; deshalb musste Edmund Lengfelder in Tschechien forschen. (...)

Neuester Stein des Anstoßes ist die Studie des Tschernobyl-Forums der Vereinten Nationen, die im letzten Herbst bei der Internationalen Atomenergiebehörde IAEA vorgestellt wurde. Ihr groß angelegter Versuch sollte der Spekulation über die Gefahren von Tschernobyl ein Ende setzen.

Das Tschernobyl-Forum zählte weniger als 50 Tote; Edmund Lengfelder geht dagegen allein bei den Aufräumarbeitern in der Ukraine von 15000 Toten aus. Der Bericht rechnet zudem nur mit 4000 frühzeitigen Todesfällen in der Zukunft. Die Forscher der GSF loben die Studie als »eine Zusammenfassung des derzeitigen Wissens«. (...)

Tschernobyl ist immer ein hoch politisches Thema gewesen. In Deutschland hatte es nicht nur den Effekt, dass ein Bundesumweltministerium eingerichtet wurde. Es hat auch die Besetzung der zuständigen Gremien verändert. Unter der rot-grünen Bundesregierung wurden die zuvor weitgehend homogenen Strahlenschutzgremien mit Mitgliedern aus der

kritischen Fraktion besetzt. Christian Küppers vom Darmstädter Öko-Institut etwa gehört jetzt der Strahlenschutzkommission an. Dort stellt er fest, dass man sich bei einem »diskursiven Stil« sehr wohl auf gemeinsame Einschätzungen einigen könnte: »Meinungsunterschiede werden ausgetragen.«

Küppers glaubt, bei einem zukünftigen Unfall würde es nicht mehr so chaotisch zugehen wie im Jahr 1986. Es gebe jetzt regelmäßige internationale Übungen, bessere Mess- und Informationssysteme, eine beinahe flächendeckende Versorgung mit Tabletten, die die Aufnahme von Jod 131 vereiteln. Dennoch würde Panik vermutlich kaum zu vermeiden sein, wenn ein solcher GAU, wie derzeit im Spielfilm *Die Wolke* in den Kinos gezeigt, das nächste Mal im dicht besiedelten Deutschland stattfände.

Voswinkel, Johannes, Ein flammendes Fanal. Tschernobyl wurde zum Anfang vom Ende der Sowjetunion. Der Reaktorunfall warf ein grelles Licht auf die Unmenschlichkeit und Verkommenheit des sozialistischen Systems, in: Die Zeit, 30.03.06 (14/06), S. 15-22

http://www.zeit.de/2006/14/politische_Folgen?page=all

(...) Bis zum 26. April 1986 galt der forcierte Ausbau der Kernenergie als Inbegriff der Leistungsfähigkeit der Sowjetunion. Doch die Explosionsblitze im Unfallreaktor warfen ein grelles Licht auf Lüge, Unmenschlichkeit und Verkommenheit des Regimes. Tschernobyl zeigte auf tragische Weise, dass der sozialistische Gang der Dinge in den Zusammenbruch führte. Die Krise im System war den progressiven Kräften an der Spitze der Kommunistischen Partei seit einiger Zeit bewusst. Nach einer Altherrenriege brachten sie im März 1985 einen vergleichsweise jungen, vielversprechenden Mann an die Macht: Michail Gorbatschow. Er sollte den Aufbruch aus dem Stillstand verkörpern. Der XXVII. Parteitag billigte Ende Februar 1986 sein Wirtschaftsprogramm: »Beschleunigung« lautete die Parole. Die sozialistischen Betriebe sollten effektiver produzieren. Für die nötige Energie sollten 27 neue Atomkraftwerke bis 2005 gebaut werden. Gorbatschows erster Fünfjahresplan stand in der Tradition des Leninwortes vom Kommunismus als Summe aus Elektrifizierung und Sowjetmacht.

Tschernobyl galt damals als das beste Atomkraftwerk der Sowjetunion. Das Vorzeigeobjekt durfte den Ehrennamen Lenins tragen. Es war am 31. Dezember 1983, am letzten Tag der Vorgabe durch den Fünfjahresplan, noch schnell ans Netz gegangen. Fehlende Sicherheitstests sollten während des Betriebs nachgeholt werden. Drei Monate vor der Katastrophe erhielt das Kollektiv von Tschernobyl ein sozialistisches Lob für seine Rekordleistung. (...)

Nach dem Reaktorunfall verhängt die Sowjetführung eine Nachrichtensperre. Doch als schwedische Messstationen die radioaktive Luftfracht aus dem Osten aufzeichnen, sieht sich die sowjetische Führung am 29. April zu einer Achteilenmeldung über eine »Havarie im Kernkraftwerk Tschernobyl« genötigt – der Name Lenins wird fortan weggelassen. Am Abend gibt das sowjetische Fernsehen als sechste Meldung nach einem Bericht über die Frühjahrsaussaat und modische Mäntelschnitte »ein gewisses Entweichen radioaktiver Substanzen« in Tschernobyl bekannt.

Als das Ausmaß der Katastrophe nicht mehr zu verheimlichen ist, berichten die Korrespondenten aus dem »Kampfgebiet« über die »Mutfront«, wo die Kommunisten in der ersten Reihe ständen und das regionale Parteikomitee Tag und Nacht arbeite. Den Rauch des Grafitfeuers im Reaktor retuschieren die Zensoren von den ersten Fotos aus der Hubschrauberperspektive weg. Von Fehlern und Verantwortung ist keine Rede. Die Menschen führen die »Schlacht von Tschernobyl«, so soll es scheinen, gegen eine Naturkatastrophe.

Zwei Monate zuvor beschwor Parteichef Gorbatschow auf dem XXVII. Parteitag die Delegierten, Kommunisten brauchten »unter allen Umständen die Wahrheit«. Der Hoffnungsträger erfüllt die eigenen Ansprüche nicht: Erst am 19. Tag nach dem Unfall bricht

er sein Schweigen. In einer schwermütigen Fernsehansprache spart er mit Informationen zum Unfallhergang und zu den Opfern. Stattdessen verbreitet er Durchhalteparolen und bezichtigt die westlichen Medien einer antisowjetischen Kampagne. Erst drei Jahre später besucht Gorbatschow Tschernobyl. (...)

Tschernobyl erschüttert das Vertrauen in die Allmacht der Parteifunktionäre. Manche bringen sich aus Moskau Brot und Tee mit und erzählen den ukrainischen Genossen, es gebe keine Gefahr. Das System erweist sich als unfähig: Die Kontrolle auf Radioaktivität durch Dosimeter steht im Kraftwerk unter anderer Leitung als vor den Absperrzäunen. (...)

Der Unfall von Tschernobyl machte deutlich, dass es dem sowjetischen System an Offenheit, an Diskussion und Kritik mangelte. Gorbatschows Politik der Glasnost, der gesellschaftlichen Transparenz, war eine logische Folge und führte doch zwangsläufig in den Untergang. Denn der Versuch, den Informationsfluss freizugeben und weiterhin zu kanalisieren, scheiterte. Die Enthüllungen in den folgenden Glasnost-Jahren über das Versagen und die Lügen des Staates in Tschernobyl zerstörten die Mär vom sozialistischen Paradies endgültig. Künftig stand jede offizielle Verlautbarung im Generalverdacht der Lüge.

Glasnost stärkte zudem Kräfte, die Gorbatschow unterschätzt hatte: die nationalen Bewegungen. Sie traten anfangs gegen die Umweltverseuchung an und forderten bald auch politische Mitbestimmung oder gar die Unabhängigkeit. Der Atomunfall stand für viele in der Tradition der Moskauer Unterdrückung, gleich nach der Hungersnot in den dreißiger Jahren. Einer der ersten Appelle zur Gründung einer ukrainischen demokratischen Bewegung ertönte 1988 auf einem Umweltkongress. (...)

Tschernobyl hat das Ende der Sowjetunion auch durch seine wirtschaftlichen Folgen beschleunigt. Die Kosten des Atomunfalls wurden nie transparent errechnet. Allein zwischen 1986 und 1988 belasteten schätzungsweise 30 Milliarden Mark zusätzlich Gorbatschows Reformprogramm. 1989 belief sich das sowjetische Haushaltsdefizit bereits auf 300 Milliarden Mark. (...)

Durch die Abschaltung Tschernobyls und anderer typgleicher Reaktoren für Sicherheitsumrüstungen kam es zu Strommangel, der das Wirtschaftswachstum 1987 fast auf null senkte. Die zentralistische Volkswirtschaft erwies sich als zu unflexibel, um Energiesparprogramme zu entwickeln. Stattdessen hielt die Staatsführung, zumindest auf dem Papier, am Kernenergieprogramm fest. In einigen Sowjetrepubliken schlug die Skepsis gegenüber der Atomindustrie daraufhin in offenen Widerstand um.

Am Reaktorgebäude von Tschernobyl hing während der ersten Rettungsarbeiten im Mai 1986 noch die Losung: »Die Kraft der Freundschaft zwischen den Völkern der UdSSR ist stärker als das Atom.«

Alexijewitsch, Swetlana, Stimmen aus Tschernobyl, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 13/06, S. 3-11

che, Tschernobyl, April 1986, in Berliner Zeitung, 18./19.03.06, S.33

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0318/feuilleton/0127/index.html>

Foto: Am 26. April steigt Igor Kostin, Fotoreporter der Agentur Nowosti, in Kiew schlaftrunken in den Hubschrauber: in Tschernobyl soll es einen Unfall gegeben haben. Die Ruine von Reaktor 4 raucht noch, aber die größte Gefahr ist nicht zu sehen: die Strahlung, die Kostins Film völlig schwärzt. Nur ein Foto, das einzige von diesem schwarzen Tag, lässt sich retten. Kostin kehrt zurück. Er ist da, als normale Reservisten als sogenannte "Liquidatoren" Schäden eindämmen sollen. Hier sieht man sie improvisierte Bleischutzbekleidung anlegen. Die Kleidung ist schon nach einem Einsatz nicht mehr verwendbar, weil sie zu viel Strahlung

"absorbiert" hat. Was aber ist aus den Männern geworden? Später wird der Reaktor von Fachleuten eingesargt.

Kostin fotografiert die wenigen Menschen, die in der "Verbotenen Zone" leben, in wild wuchernder Natur. Und er fotografiert die vielen Demonstranten in Kiew 1986, in deren Gesichtern förmlich zu sehen ist, wie mit der Kernschmelze von Tschernobyl der unkontrollierte Zerfall der Sowjetunion beginnt. Zum 20. Jahrestag der Katastrophe ist ein erschütternder Fotoband des Reporters erschienen.

Igor Kostin: Tschernobyl. Nahaufnahme. Unter Mitarbeit von Thomas Johnson. Aus dem Französischen von Claudia Kalscheuer. Antje Kunstmann, München 2006. 240 S., 24,90 Euro.